

Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald
Band: 17 (2004)
Artikel: Aus der Vielfalt einst bedeutender "Nebenprodukte" des Waldes
Autor: Gabathuler, Hansjakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-892965>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus der Vielfalt einst bedeutender «Nebenprodukte» des Waldes

Hansjakob Gabathuler, Buchs

Neben der Gewinnung von Stammholz für Bretter, Bohlen und Balken als Hauptnutzung unserer Wälder können als Sekundärnutzungen weitere Produkte unterschieden werden, die im Lauf der Zeit mehr oder weniger gefragt waren und mitunter Wesentliches zur einstigen Übernutzung unserer Wälder beigetragen haben: die Gewinnung von Gerbrinde, das Harzen, die Köhlerei und die Aschebrennerei sowie das übermäßige Sammeln von Dürholz und Laub waren Faktoren, die den Waldbestand ebenso schädigten, wie der allorts betriebene Weidgang. Namentlich waren die Gewinnung

von Holzkohle sowie die Kalk- und Aschebrennerei Holzfresser sondergleichen.

In Haus und Hof waren früher zudem spezielle Eigenschaften gewisser Bäume und Sträucher gefragt: Weide und Hasel lieferten willkommene Nebenprodukte, deren Nutzung den Wald wenig belasteten, wie auch das Einbringen von verschiedenen Reisigarten zum Binden der täglich gebrauchten Besen. Nicht nur das Binden dieser Besen verlangte viel Fertigkeit, sondern auch das Bohren der hölzernen Wasserröhren, der Tüchel. Dass es daneben auch Holz gab, die sozusagen

Holz aus zweiter Hand «erben» konnten, belegt die Tätigkeit der Sandholzer aus Burgerau.

Ohne dass er Anspruch auf Vollständigkeit erheben will, sollen in diesem Beitrag einige Facetten aus dieser reichen Vielfalt der früheren Waldnutzung aufgezeigt werden. Aus Platzgründen verzichtet werden musste beispielsweise auf die Bearbeitung des weiten Feldes der einstigen Sammeltätigkeit von Beeren, Baumsämereien und Waldfrüchten oder auf eine Darstellung der Nutzung der Waldstreu, die von der früheren Verflochtenheit von Wald- und Landwirtschaft zeugt.

Die Köhlerei – ein «schwarzes Gewerbe»

Nachdem der Mensch in der Frühzeit die Kunst des Feuermachens entdeckt hatte, dürfte er bald einmal beobachtet haben, dass man aus manchen, nicht völlig verbrannten, sondern verkohlten Holzstücken einen praktischen Stoff mit nützlichen Eigenschaften gewinnen kann: den Teer. Vermutlich ohne es sich erklären zu können, erkannte er bald auch, dass der Unterschied zwischen dem Verbrennen von Holz und seiner Umwandlung in Holzkohle darin besteht, dass der zweite Vorgang nur dann eintritt, wenn das erhitzte Holz wenig Luft beziehungsweise Sauerstoff erhält. Die Erkenntnis, dass Holzkohle eine bedeutend höhere Hitze erzeugt als Holz, war eine wichtige Vorbedingung, um Erze zu Metall verhütten und sie schmelzen zu können. Schon in der Eisenzeit begannen die Menschen, die Holzkohle in Erdgruben zu brennen, über denen sie ein Feuer unterhielten – der Beruf des Köhlers war geboren.

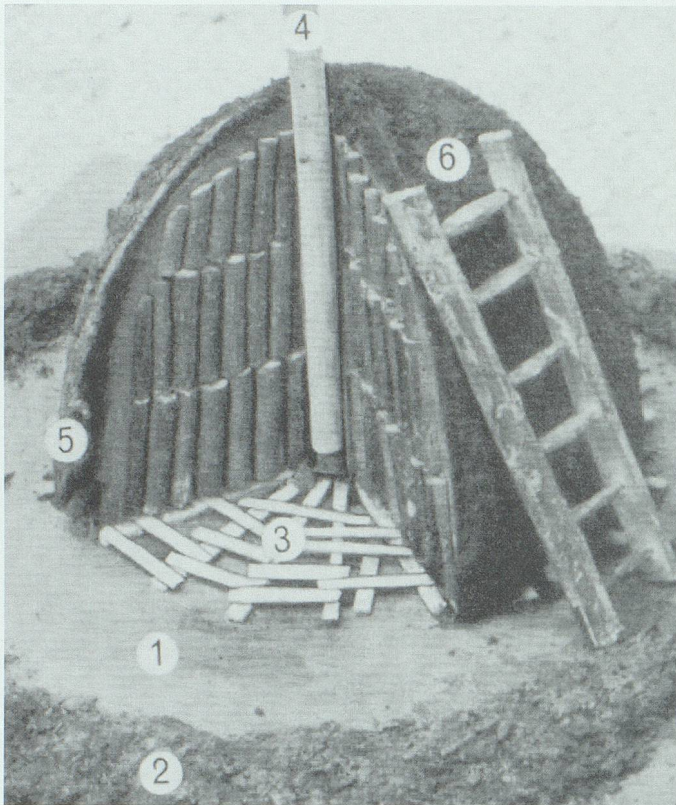
Spätere Köhler entwickelten die Technik der Meiler, die zu Beginn der industriellen Revolution in den Voralpen wie Pilze



Köhler im Neuenburger Jura um 1890/1900: links der Kohlenmeiler; vor der Köhlerhütte (rechts) die gestapelten Säcke mit Holzkohle. Aus Hugger 1991.

aus dem Boden schossen. Die im Wald erzeugte Holzkohle hatte gegenüber dem primären Brennstoff Holz den Vorzug, bei gleichem Heizwert um ein Vielfaches weniger Volumen und Gewicht aufzuwei-

sen. Der Bedarf an Energie wuchs stetig. Stein- und Braunkohle waren in der Schweiz knapp und teuer, und die Transportmöglichkeiten reichten für den Import ausländischer Ware bei weitem nicht aus.



Aufbau eines Kohlenmeilers im Modell:
1. Kohlplatz,
2. Löschi,
3. Bodenrost,
4. Füllibaum,
5. Reisigmantel,
6. Mantel aus Löschi. Aus Gall 1/2003.

heimnis kannten, standen in einem gespaltenen Verhältnis zur Gesellschaft: sie waren geachtet und wurden zugleich gemieden. Häufig waren die Köhler und Holzfäller nicht nur Wildfrevler, sie kannten auch allerlei zum Teil auf Aberglauben beruhende Heilpraktiken. Das Jahr des Köhlers war in Glücks- und Unglückstage unterteilt; an letzteren wurde kein Meiler angefahren. Wenn die ersten Scheiter nach streng geregelter Ordnung gesetzt wurden, sprach man Gebete und magische Formeln, und die Rauchlöcher, die mussten von ungerader Zahl, niemals aber durften es dreizehn sein – ein weit verbreitetes Motiv im Aberglauben der Völker.

Die harten Lebensbedingungen und die vielen Gefahren des schlecht bezahlten Berufes – etwa der mögliche Sturz in den glühenden Meiler, wenn man ihn besteigen musste, die Verbrennungen und Rauchgasvergiftungen, der Aberglaube, die einseitige Ernährung und die durch die Einsamkeit bewirkten charakterlichen Veränderungen wie auch die Sehnsucht nach einem besseren Dasein, obwohl ein sozialer Aufstieg unerreichbar war – mögen manche sonderbare Eigenheit der Köhler herausgebildet haben. Im Wald aber waren sie nahe der Natur, fern von Neid und Missgunst der Nachbarn,

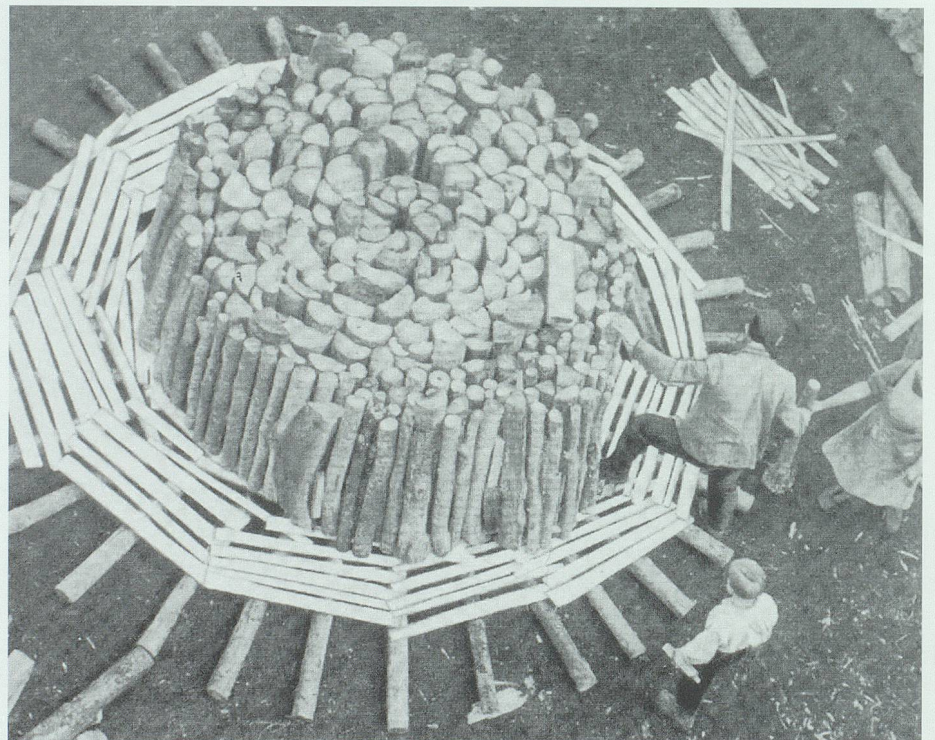
Die Köhler – geachtet und gemieden

Familiennamen und viele Flurnamen in unseren Wäldern – Kohler, Cholplatz, Cholau und weitere – weisen noch heute auf die einst betriebene Köhlerei hin, die häufig dort geschah, wo der Abtransport des Nutzholzes schwierig war. Um jene von Russ geschwärmten Männer, die das Holz in den Wäldern zurüsteten und zu Kohle brannten, ranken sich manche Sagen und Geschichten.¹ Sie waren es, die auch rund um den Gonzen den gewaltigen Bedarf an Brennmaterialien zu decken hatten, den der Betrieb der Schmelzöfen zur Eisenverhüttung erforderte und dem manch schöner Wald rücksichtslos geopfert wurde.²

Was wir über die Lebensweise der Holzfäller und insbesondere der Köhler im Ancien Régime, der Zeit vor der Revolution von 1798, wissen, ist wenig. Es dürfte immerhin zutreffen, dass sie abseits der Dörfer wohnten, wohl um das Geheimnis ihrer Kunst zu hüten, aber auch aus praktischen Gründen: Die Hochwaldungen waren oft nur mühsam zu erreichen und ein tägliches Pendeln zwischen Wohn- und Arbeitsort auf grosse Distanzen war kaum möglich. Zudem verlangte ein brennender Meiler die dauernde Anwesenheit der Köhler.

Seit Urzeiten war die Kunst der Eisenerzeugung und des Schmiedens wie auch jene des Kohlebrennens geheimnisumwittert, und die Menschen, die dieses Ge-

Aufbau des ersten Spaltenrings auf dem Bodenrost. Aus Gall 1/2003.





Über dem Mantel aus Tannenreisig wird die angefeuchtete Löschi aufgetragen. Aus Gall 1/2003.



Die Verkohlung des Holzes ist gelungen – der Meiler ist eingesackt. Aus Gall 1/2003.

und niemand nahm hier Anstoss an ihrer Eigenbrötlerei und manchen sonderbaren Gewohnheiten, die sich durch das einsame Leben herausgebildet hatten.

Die Kohlhütten, in denen die Köhler hausten, waren aus unbehauenen Baumstämmen roh zusammengefügt, vorne eine Tür und seitwärts ein Fenster, die Fugen mit Moos und Erde verstopft. Über die Sparren des Daches waren dünne Stämmchen genagelt, bedeckt mit Rinden- und Rasenstücken. Denkbar einfach eingerichtet war auch das Innere: in einer Ecke ein grob gemauerter Herd mit einem oder zwei Kochtöpfen, in der andern ein Nachtquartier, auf dem der Köhler seinen rationierten Schlaf hielt.

Der Kohlenmeiler, ein qualmender Haufen

Der Holzschlag, das Zerkleinern und der Transport zum Kohlplatz erfolgten im Winter, der traditionellen Jahreszeit für die Arbeiten im Wald. Um Holzkohle herstellen zu können, muss das Holz absolut trocken sein. Anfang Sommer begannen die Köhler mit dem Aufbau eines Meilers, einer Arbeit, die sich über Wochen erstrecken konnte. Zu viert benötigten sie für den Bau eines Meilers rund 250 Stunden und bis zu 40 Klafter Holz, das sind gegen 120 Ster. Im Verhältnis eins zu zehn überwog das Hart- oder Laubholz (Buche und Ahorn), weil die aus Nadelholz gewonnene Kohle einen höheren

Harzanteil aufweist, ähnlich wie das Holz selbst; sie verbrennt damit zu schnell, und die Gefahr des «Explodierens» des Meilers bestand damit in verstärktem Mass. Beim Aufbau des Holzstosses war grösste Genauigkeit notwendig. Davon hing das Gelingen der gesamten Operation ab, deren Zweck es war, das Holz durch Einwirkung von Hitze zu Kohlenstoff – dieser macht etwa 25 Prozent der Masse aus – zu reduzieren, und bei der es vor allem das Verbrennen des Holzes zu verhindern galt. Diese Gefahr, die alle Mühen vergeblich gemacht hätte, bestand während des ganzen Verkohlungsprozesses.

Das Holz wurde in drei oder vier Lagen senkrecht stehender, metriger Rugel und Spalten um einen zentralen Pfahl, den Füllibaum, aufgeschichtet, der bis zu fünf Meter hoch war und einen Durchmesser von fünfzehn bis zwanzig Zentimetern aufwies. Er wurde nach dem Aufbau herausgezogen, so dass ein bis auf den Grund führender Kamin entstand. Die unterste Spaltenlage ruhte auf einem Bodenrost aus Rundhölzern und Brettern, der die Luftzufuhr verbesserte. Nach aussen stand das Holz zunehmend schräger, so dass der Meiler eine stumpfkegelige Form gewann. Die unebenen Stellen und Lücken der Oberfläche wurden mit Kleinholz ausgefüllt. Dann erhielt der Meiler eine dichte Verkleidung aus grünem Tannenreisig. Darauf kam eine etwa zwanzig Zentimeter starke,

luftdichte Schicht aus einem Gemisch von angefeuchteter Erde und Holzkohlengries – die sogenannte Löschi – zu liegen, die vom letzten Meiler übrig geblieben war.

Zum Anfahren des Meilers bestieg einer der Köhler die schwarze Halbkugel, zog den Füllibaum heraus und füllte die senkrechte Öffnung mit dürrer Reisig und glühender Holzkohle. Dann verschloss er das Loch mit einem Eisendeckel und nasen Rasenstücken. Von Zeit zu Zeit wurde dieser Kamin wieder geöffnet, um die Glut durch Stochern anzufachen oder um etwas Holzkohle nachzuschütten. Rund um die Glut im Kaminloch standen Tannenspalten, die am Anfang als Brennstoff dienten. Von nun an musste der Meiler während rund zweier Wochen Tag und Nacht überwacht werden, denn in seinem Innern ging es heiss zu und her, obwohl man von aussen kaum etwas davon sehen konnte.

Der ganze Verkohlungsprozess kann als Trockendestillation bezeichnet werden, die zu Beginn endotherm und später exotherm geschieht. Das heisst, es muss zu-

1 Vergleiche dazu auch das Kapitel «Spuk- und Gespenstergeschichten» im Beitrag «Waldsagen» in diesem Buch.

2 Siehe dazu den Abschnitt «Konflikte mit den Eisenherren» im Aufsatz «Konflikte um Wald und Weide im ausgehenden Mittelalter» in diesem Buch.



Der Meiler wird vorsichtig aufgebrochen und die Holzkohle mit dem Karst herausgezogen. Aus Gall 1/2003.

erst Hitze zugeführt werden, um die chemische Umwandlung durch unvollständige Verbrennung in Gang zu setzen, bis genügend Eigenwärme entsteht, die nach aussen abgegeben werden kann. Der Rauch, der aus den Luftlöchern steigt, die an der Kuppe ausgestochen werden, gibt die notwendigen Informationen über das Geschehen im Innern. Anfänglich entweicht ihnen weisser Rauch, zum grössten Teil Wasserdampf. Das sich erhitze Holz gibt seine Restfeuchtigkeit aber auch an den Erdmantel ab, der so immer feuchter und undurchlässiger wird: der Meiler schwitzt. Bei Temperaturen von über 170 Grad verflüchtigen sich auch andere Stoffe: Kohlenstoff und Teer, Kohlendioxyd, Holzgeist und Holzessig. Die Verkohlung vollzieht sich von oben nach unten. Ab etwa 300 Grad wird die Reaktion exotherm: Die Gase können in der luftdichten Glocke nicht mehr entweichen und heizen die unteren Schichten auf, wenn sie sich einen Weg ins Freie zu bahnen versuchen. Dabei kann die Temperatur bis auf 500 Grad steigen. Je nach Bedarf werden mit einer Stange neue Luftlöcher in den Mantel gestochen, der jetzt immer wieder angefeuchtet und mit Wasser bespritzt werden muss, damit er nicht rissig wird oder die Glut plötzlich durchbrechen kann. Es darf keine Asche entstehen, sondern nur Kohle. So gehören Giesskanne, Leiter, Stange, Karst,

Schaufel und Kohlenstaubklopfer zu den Arbeitsgeräten des Köhlers.

Wenn der Rauch der Luftlöcher bläulich aufsteigt, ist das das Zeichen, dass die Verkohlung in diesem Bereich abgeschlossen ist. Der Köhler verstopft die Löcher und öffnet weiter unten neue. Am meisten macht ihm der Wind zu schaffen, der das glimmende Holz entfachen kann, und bei einem Sturm haben zwei Mann oft ihre liebe Mühe, den Meiler vor dem «Explodieren» zu bewahren. So ist beispielsweise überliefert, dass es 1702 infolge Unvorsichtigkeit der Köhler am Sennwalder Berg zu einem Waldbrand gekommen sei, der während dreier Wochen glühte und mottete.³

Nach dem Ausglühen – nach etwa zehn bis vierzehn Tagen ist der Meiler etwas eingesackt – wird der Brand gemeinsam auseinandergezogen. Grosse Sorgfalt ist dabei nötig, will man sich keine Brandwunden zuziehen. Die abgekühlte Kohle wird verlesen, sortiert, in Säcke gepackt und mit Schlitten oder Hutten zu Tal gebracht.

Aufschwung und Niedergang der Köhlerei

Die Köhlerei wurde seit dem Mittelalter in grossem Umfang betrieben und erlebte im 19. Jahrhundert eine einmalige Hochblüte. Den ersten grossen Einbruch erlitt die inländische Produktion dann aber ge-

gen die Wende zum 20. Jahrhundert. Mit der Eisenbahn konnte nun Steinkohle in genügend grossen Quantitäten herangeschafft werden, um den Bedarf der Industrie und der Bevölkerungszentren zu decken. Den noch verbleibenden bescheidenen Markt überschwemmte zunehmend ausländische Holzkohle zu konkurrenzlos niedrigen Preisen. Die meisten Köhler in der Schweiz mussten ihr Handwerk aufgeben.

Wie so manches andere verloren geglaubte, auf einheimischen Rohstoffen basierende Handwerk erlebte auch die Köhlerei in unserem Land während der beiden Weltkriege neue, aber nur kurze Aufschwünge. In den Jahren 1939 bis 1942 musste man, um die unvermittelt angestiegene Nachfrage decken zu können, ausländische Köhler, überwiegend Bergamasken, ins Land holen. Die Schweizer, die Kohlenmeiler zu bauen und den komplizierten Prozess des Verkohlens zu steuern wussten, waren bereits fast vollständig verschwunden.

In jener Zeit wurden auch in unserer Gegend Eisenöfen zur Kohlenherstellung verwendet. Aber auch diese «fortschrittlichere» Methode des «schwarzen Handwerks» war eine mühsame und strenge Arbeit, denn schon der Transport und das Aufstellen des Ofens, der in verschiedene Einzelteile zerlegt werden konnte, erforderten manchen Schweisstropfen. Diese Öfen, die mit etwa vier Ster Spalten gefüllt werden konnten, mussten ebenfalls Tag und Nacht beobachtet und überwacht werden, um nötigenfalls mittels der vorhandenen Klappen die Luftzufuhr für den rund 24 Stunden dauernden Brand zu regeln. Pferdefuhrwerke besorgten damals den Abtransport der Kohlen Säcke bis zu den Bahnhöfen, wo die Kohle unter grosser Staubeentwicklung in die Eisenbahnwagen geschüttet wurde.

Sobald nach dem Krieg die Grenzen wieder offen waren, wurde es erneut still um die Meiler in den Schweizer Wäldern. Der althergebrachte Brennstoff vermochte weder mit der Steinkohle noch mit dem seinen Siegeszug antretenden Erdöl zu konkurrieren, von der Elektrizität und der Atomenergie ganz zu schweigen. Die Geschichte wiederholte sich: Für die wenigen verbleibenden Anwendungsmöglichkeiten gab es genügend billige Holzkohle aus dem Ausland, vor allem aus Frankreich, Jugoslawien, Spanien und später aus Osteuropa.

Einige Meiler aber begannen um 1975, in der Zeit des sogenannten Erdölschocks, wieder zu glimmen. Der Fortschrittseuphorie der Nachkriegszeit und der blinde Wachstumsglaube erfuhren einen deutlichen Dämpfer, und die Verschwendung der sechziger Jahre wurde hinterfragt – ein neues Umweltbewusstsein kam auf. Man merkte, dass die Energiereserven nicht unerschöpflich sind und dass die fast vollständige Abhängigkeit von importierten Brennstoffen für die Schweiz fatale Folgen haben könnte. Plötzlich wurden deshalb selbst bescheidene Energieeinsparungen für sinnvoll erachtet. Der Holzofen kam wieder zu Ehren, Projekte für die Nutzung der Windkraft oder für den Einsatz von Miniturbinen zur Erzeugung von Strom aus kleinen Wasserläufen sowie die vielfältigsten Vorschläge von Pionieren der Sonnenenergie wurden ernst genommen. Ein Umdenken, eine Rückbesinnung, hatte eingesetzt – auch wenn manches in den späteren Jahren unter dem Eindruck des erneut und scheinbar unerschöpflich sprudelnden Ölhahns wieder versanden sollte.

Während es relativ problemlos ist, in der Freizeit als Töpfer oder Korbflechter ein altes Handwerk zu pflegen, erfordert der Beruf des Köhlers das vollkommene Beherrschen einer anspruchsvollen Technik. Dies macht das Ausüben dieser Tätigkeit als Freizeitbeschäftigung praktisch unmöglich. Man kann das Köhlern nicht aus Büchern lernen und merkt deshalb schnell, dass es ohne erfahrene Berufsleute nicht geht. Nachdem die letzten der früher zahlreichen Köhler die Geheimnisse ihres Handwerks mit ins Grab zu nehmen drohten, grenzt es schon fast an ein Wunder, wenn man die Produktion von Holzkohle in der Schweiz dennoch nicht nur auf alten Bildern bewundern kann. In den vergangenen Jahrzehnten wurden nämlich im Entlebuch wieder einige junge Köhler angelernt, und im Jura wurde mit der industriellen Erzeugung von Holzkohle zu Barbecue-Zwecken begonnen. So stammten von den 1984 in der Schweiz verbrauchten 8000 Tonnen Holzkohle bereits etwa 1200 Tonnen aus der industriellen Produktion⁴ im Jura, die dort zusammen mit der Zementgewinnung erfolgt, und immerhin rund 50 Tonnen aus dem luzernischen Romoos, wo die traditionelle Kohlenproduktion durch einige Bauern in den 1970er Jahren als Nischenproduktion wieder aufgenommen wurde.

Pottasche, das einstige Laugenmittel



Für die einstigen Aschebrenner wäre es begehrtes Material gewesen – heute ist es für die Bewahrung der Biodiversität wertvoll: Totholz im Bärentobel, Wartau. Bild: Hansjakob Gabathuler, Buchs.

Die Aschebrenner hielten sich oft wochenlang in unwegsamen Waldgebieten auf und brannten aus Ästen, Laubwerk, kernfaulen Bäumen und am Boden liegenden Runa (vom Wind mit samt den Wurzeln ausgerissenen Bäumen, Baumleichen) die sogenannte Waldasche. Baumasche gewannen sie auch durch das im 18. Jahrhundert wegen der dramatischen Holzknappheit in vielen Gegenden verbotene Verbrennen von stehenden Bäumen oder durch das Einäschern ganzer Waldteile. Im Wald wohnten sie ähnlich wie die Köhler in primitiven Unterständen oder Hütten aus Baumstämmen, Rinden und Moos. Auch in den Städten und Dörfern sammelten sie die Ofenasche ein.

Die Pottaschesieder, die auch Flusssieder genannt wurden, übernahmen die von den Aschebrennern angelieferte Holzasche, sumpften sie in Bottichen ein und laugten den Kaligehalt in mehreren Durchgängen aus. Die Lauge wurde anschliessend in grossen Sudkesseln eingedampft und der braune Rückstand im Kalzinierofen zu Pottasche – mehr oder

weniger reinem Kaliumcarbonat – gebrannt. Das Endprodukt diente in der Glaserzeugung als Flussmittel; man gab es dem Glasgemenge bei, um die Schmelztemperatur zu senken. Pottasche wurde aber hauptsächlich zur Herstellung von Schmierseifen, in der Färberei und in der Bleicherei verwendet. Die aus der Holzasche gewonnene Pottasche war bis ins letzte Drittel des 19. Jahrhunderts als Laugenmittel gebräuchlich.

3 Aebi 1983, S. 196.

4 Wegen der Sprödigkeit der Kohle gibt es sehr viel Abfall und Staub: gegen zwei Tonnen auf sechs Tonnen Kohle. Bei der industriellen Holzkohleproduktion im Jura versucht man, auch diesen Staub und die kleinen Stücke zu verwerten. Sie werden gemahlen, mit Wasser und Maisstärke vermischt, gepresst und getrocknet. Ebenfalls die bei der industriellen Karbonisation entstehenden Gase werden zurückgewonnen, wobei sich ein Teil zu Teer verfestigt, der in den Zementöfen verwertet wird, die andern Gase werden in parallel geführten Öfen bei Temperaturen von über 1000 Grad verbrannt; die dabei entstehende Hitze wird zum einen Teil wieder zur Holzkohleherstellung, zum andern zum Trocknen des Holzes verwendet.

Ein sprichwörtlicher Holzfresser – der Chalchofa

Nicht nur die Verhüttung von Eisenerz verschlang früher Unmengen an Holz, sondern auch das Brennen des vielgebrauchten Branntkalkes in den Kalköfen. «So, sinn iir wider am Chalcha!?!», ist noch heute im Werdenberg ein ironisch gebrauchtes, geflügeltes Wort beim Eintritt in einen überhitzten Raum, das uns daran erinnert, dass zum Brennen des Kalkgesteins enorme Temperaturen erreicht werden mussten, einhergehend mit entsprechendem Holzverbrauch. Der auch in unserer Gegend häufig vorkommende Flurname Chalchofen erinnert noch an jene Stellen, wo aus dem gebrochenen Kalkstein der Branntkalk gewonnen wurde.

Brennt man Marmor oder das bei uns weit verbreitete Kalkgestein in Ring- oder Schachtöfen – einer einfachen Form des Hochofens – bei 900 bis 1200 Grad, so wird Kohlendioxid ausgetrieben, und man erhält den sogenannten Brannt- oder Ätzkalk (Calciumoxyd, chemisch CaO). Durch Ablöschen mit Wasser geht der Branntkalkbrei beim Trocknen an der Luft wieder in harten Kalkstein über [Ca(OH)₂]. Technisch wurde dieses Produkt auch als Lauge und Ätzalkalien⁵ verwendet oder – mit Beigabe von Sand – hauptsächlich als Kalkmörtel.

Für die Standortwahl eines Kalkbrennofens konnten verschiedene Faktoren massgebend sein. Da der Kalkstein als



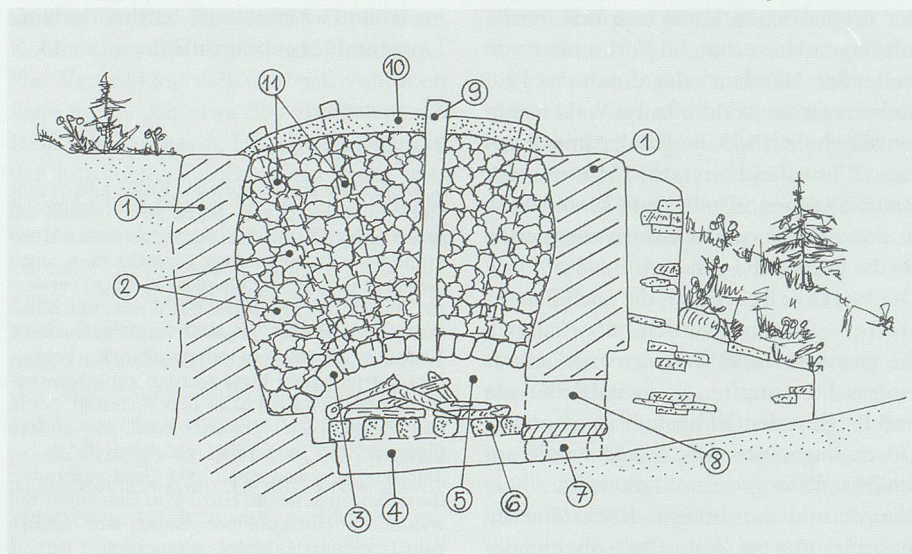
Die «Chalchofa-Wand» nördlich von Gretschins, an der sich vor wenigen Jahren ein Felssturz ereignet hat, erinnert an die einstige Tätigkeit des Kalkbrennens. Bild: Hansjakob Gabathuler, Buchs.

Rohmaterial durch den Brand die Hälfte seines Gewichts verliert, wurde er vielfach erst nach dem Brand transportiert. Für einen erfolgreichen Brand brauchte man je nach Grösse des Ofens bis zu 35 Klafter gesundes Holz. Bei den alten und

einfachen Transportmitteln war es am naheliegendsten, dass man versuchte, das Holz aus der näheren Umgebung zu verwenden. Nach dem Brand zerfiel durch das eindringende Regenwasser meistens auch der mit Kalksteinen gebaute Ofen, so dass er oft aus hitzebeständigerem Gestein erbaut wurde. Abgegangene Kalköfen finden sich meistens im Wald und in der Nähe von Steinbrüchen, die an alten Wegverbindungen liegen. Den gebrannten Kalk transportierte man in der Regel als ungelöschten Kalk zum Bauobjekt oder zur Kalkgrube; bei grösseren oder abgelegenen Bauten können die Kalköfen oft auch in unmittelbarer Nähe der Bauplätze nachgewiesen werden.⁶

Lange Zeit war gebrannter Kalk das einzige Bindemittel für die Herstellung von Mauermörtel. Es dürften die Römer gewesen sein, die diese Technik auch in unsere Gegend gebracht haben. Schon in jener Zeit, wie später auch zum Bau unserer mittelalterlichen Burgen, wurden enorme Mengen Kalk gebraucht, die vielfach bei der Baustelle selber oder dann in unmittelbarer Nähe gebrannt und mit Sand zu Mörtel vermenget wurden. Bei

Querschnitt durch einen Kalkofen: 1. Ofenaussenmauer; 2. Kalksteinfüllung; 3. Gewölbe über dem Feuerraum; 4. Ascheraum; 5. Feuerraum; 6. Bankett; 7. Zugöffnung; 8. Feueröffnung; 9. Kaminbaum; 10. Tonerdeabdeckung; 11. Kaminzüge. Zeichnung: Hansjakob Gabathuler, Buchs, nach Jenny/Joos 1989.



vielen Bauvorhaben mussten zuerst also neue Öfen für den Kalkbrand erstellt werden.

Beim Kalkofen wurden über dem Gewölbe eines kuppelähnlichen Feuerraumes mit Zuglöchern und -öffnungen die gebrochenen Kalksteine sorgfältig eingefüllt. Dabei kamen einige Rundhölzer von fünfzehn bis zwanzig Zentimetern Durchmesser senkrecht gegen die Einfüllöffnung als spätere Zuglöfferschaltung zu stehen. Gegen stärkere Regenfälle wurde der Ofen manchmal mit einer Überdachung geschützt.

Nachdem der Ofen angezündet – angefahren – worden war, steigerte man langsam die Hitze. Zuerst verbrannten die senkrechten Rundhölzer, so dass die auf-

wärts führenden Zuglöcher entstanden. Zu diesem Zeitpunkt wurde die Aussenwölbung mit Tonerde abgedeckt, um Hitze und Feuer zu regulieren. Nach etwa drei Tagen konnte die Brandglut an der Oberfläche beobachtet werden, und weitere fünf Tage später wurden die Steine an der Oberfläche geprüft und der Brand durch Verschliessen der Feueröffnung gelöscht, so dass der Ofen in den nächsten Tagen abkühlen konnte.

Etwa eine Woche später entnahm man dem Ofen den Rohkalk, wobei die gebrannten Steine noch zusammenhielten. Gab man sie in kleineren Mengen in die Löschpfanne und übergoss sie mit Wasser, konnten sie nun zu einem plastischen Brei zerdrückt und unmittelbar verwen-

det werden. Es hiess aber, auf die aggressiven Dämpfe zu achten und sich durch das Tragen von Handschuhen vor Verätzungen und Verbrennungen zu schützen. Früher war die sofortige Verwendung dieses gelöschten Kalkes die Regel. Das Einsumpfen in einer Kalkgrube – unter Wasser konnte der Branntkalk nicht abbinden und somit jahrelang aufbewahrt werden – diente der Konservierung. Neben der Herstellung von Mörtel und – in Form von Kalkmilch – als Weissel für Stallmauern und Fassaden fand der Branntkalk in ungelöschtem und gelöschtem Zustand auch in den Gerbereien, bei der Herstellung von Pergament und beim Entsäuern von Pflanzboden Verwendung.

Harz, Pech und Balsam

Weit zurück reicht die Nutzung von Harzen, vom Einsatz verkiennten Holzes als Leuchtmittel über verschiedene medizinische Anwendungen bis zum Gebrauch bei religiösen Zeremonien. Bereits in der Antike erlangten einzelne Harzarten wirtschaftliche Bedeutung, und der Teer-, Pech- und Harzhandel war in verschiedenen Gebieten immer eine wesentliche Erwerbsquelle. Hatte die Industrialisierung mit ihrem Roh-

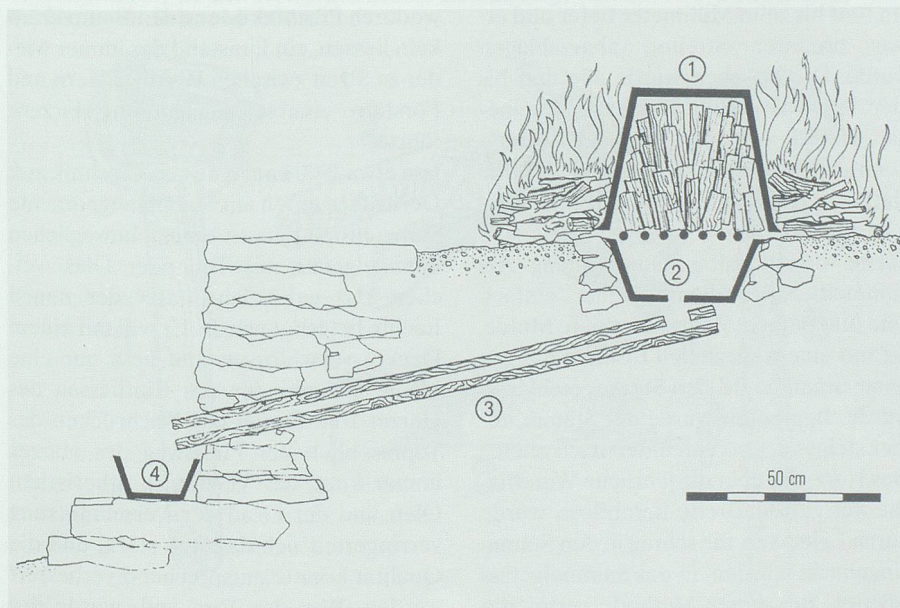
stoffbedarf vorerst eine rasante Ausweitung der Harzgewinnung gebracht, begann damit aber bald auch die Verdrängung der natürlichen Harzprodukte durch synthetische Erzeugnisse der Erdölchemie. Die älteste Nutzung von Harz war vermutlich die Verwendung von Kienspänen aus Wurzel- und Stockholz als Fackeln. Harz wurde aber bereits in der Vorzeit als Klebemittel verwendet; dieser Einsatz blieb beispielsweise in der Goldschmie-

dekunst und in der Optik bis in die heutige Zeit erhalten.

Die Harz- und Pechgewinnung

Über die Harzgewinnung im Mittelalter liegen uns kaum schriftliche Nachrichten vor. Doch sicher ist, dass dieses Gewerbe damals auch bei uns betrieben wurde. Neben dem Einsammeln von Klumpenharz an verletzten Baumstämmen gab es grundsätzlich zwei Möglichkeiten der Harzgewinnung: Man verletzte die Rinde des harzhaltigen Baumes durch Anritzen oder Anhauen, so dass der Stamm zu tränen begann und das ausfliessende Harz eingesammelt werden konnte. Die zweite Methode der Harzgewinnung bestand darin, das Holz von ausgegrabenen Wurzelstöcken zu erhitzen, bis das Harz dünnflüssig wurde und austrat, so dass es sich in einem Gefäss auffangen liess.

Querschnitt durch eine urtümliche Harzbrennerei: 1. Das harzhaltige Holz ist unter einem Kessel vor den Flammen geschützt; 2. Auffangbecken für das dünnflüssige Harz; 3. Holztüchel; 4. Kühlgefäss. Skizze aus Meyer 1991.

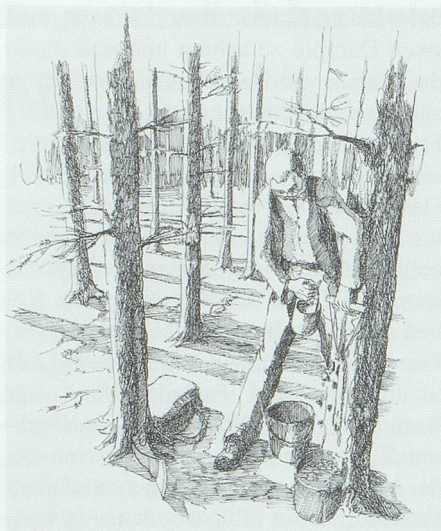


5 Siehe dazu auch den Abschnitt «Die Gerber und ihre Lohe» in diesem Beitrag.

6 Noch 1927 wurde zum Beispiel beim Bau eines neuen Alpstalls auf Obertüls (1800 m ü. M.) im Weisstannental der Kalk unmittelbar bei der Baustelle gebrannt. Siehe dazu: REICH, HANS JAKOB, «...dass es hier auf der Alp gar nicht so übel sei» – Begegnungen mit und auf der Alp Tüls im Weisstannental. – In: Terra plana 3/2001.

7 Im deutschsprachigen Raum wird das Wort Harz auch für Pech verwendet, wobei die beiden Begriffe aber nicht immer identisch sind.

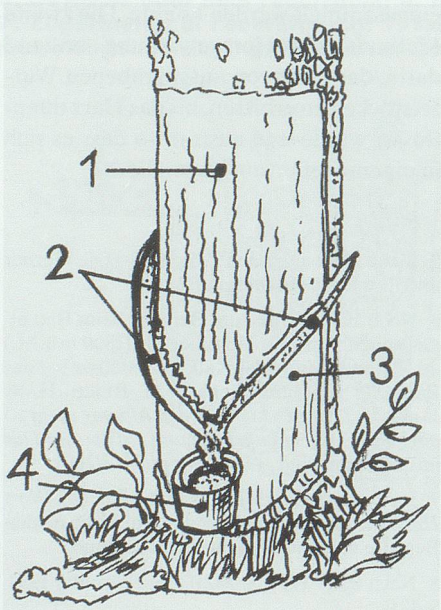
8 Nach Palla 1994, S. 242ff., und Robatel 1982, S. 12ff.



Der Harzeinsammler bei der Arbeit. Zeichnung aus Robatel 1982.

Das Betreiben von Harz- oder Pechöfen⁷ zur Gewinnung und Produktion von Pech oder Teer zählte im Mittelalter zu den typischen Waldgewerben. Erst nach 48 Stunden dauernder Feuerung fing das Pech zu fließen an, und nach vier bis acht Tagen endete der Pechfluss. Während dieser gesamten Zeit musste ständig geheizt werden, wobei sich der innere Mantel des Pechofens bis zur Weissglut erhitzte. Da damals harzhaltige Nadelhöl-

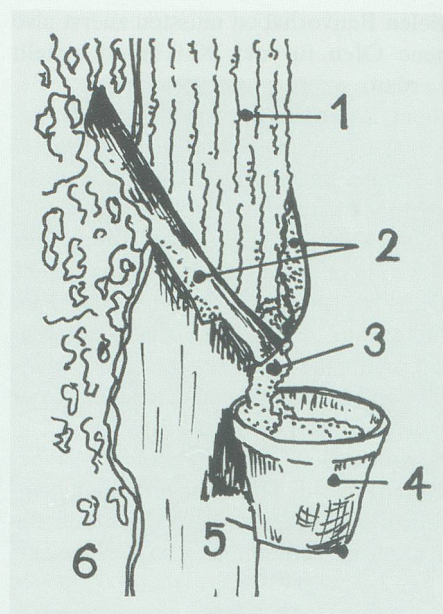
Das Harz fließt über die freigelegte Lachte (1) zu den Leitspänen (2) über der letztjährigen Lachte (3) und sammelt sich im Topf (4). Zeichnung: Hansjakob Gabathuler, Buchs, nach Schnabl 2001.



zer im Unterland eher selten vorkamen, darf angenommen werden, dass das im Gebirge gewonnene Harz nicht nur für den Eigenbedarf, sondern auch für den Export bestimmt war.⁸ Die Hauptblütezeit der Harzer und Pechsieder lag insbesondere im 17. und 18. Jahrhundert.

Die Harzleistung eines Stammes nach der ersten Methode war sehr unterschiedlich und im Wesentlichen abhängig vom Standort, vom Klima, vom Grad der Bestockung und vom Alter des Baums. Ein erfahrener Harzer wusste auf den ersten Blick abzuschätzen, wie gut sich ein Stamm für die Harzgewinnung eignete. Damit ein Baum über drei bis vier Jahrzehnte geharzt werden konnte, musste er einen Umfang von mindestens einem Meter aufweisen, also bereits ausgewachsen sein. Für die Gewinnung des Harzes war das Anschneiden der im Splintholz verlaufenden radialen Harzgänge wichtig, da das Harz über diese der Verwundung zuströmt. Den Gewinnungsverfahren am stehenden Stamm waren zwei grundsätzliche Arbeitsgänge gemeinsam: erstens die sich in kurzen Intervallen wiederholende Verwundung der Bäume, wodurch die Harzkanäle geöffnet wurden, was den Baum zu stets erneutem Harzfluss anregte, und zweitens das anschließende Sammeln des Harzes.

Beim älteren Arbeitsverfahren wurde mit einer kleinen, besonders geformten Hacke im Frühjahr die starke Borke fast bis auf die Bastschicht entfernt. Das eigentliche Harzen geschah ebenfalls mit dieser Hacke, dem sogenannten *Dexel*, mit dem von der äusseren Splintschicht ein fünf bis zehn Millimeter tiefer und etwas breiter Streifen abgeschlagen wurde. Diese Arbeit wurde alle drei bis vier Tage wiederholt, bis der Sammelbehälter voll war und entleert werden konnte. Mit der Zeit entstand so eine glatte, freigelegte Wundfläche, die Lachte, die nicht ganz so breit sein durfte wie der halbe Stammumfang. Als Sammelbehälter diente früher einfach eine fünf bis acht Zentimeter tiefe Mulde, die mit einem speziellen Eisen in das unterste Stammende, den Stock, geschlagen wurde. Bearbeitet wurde der Stamm immer steigend, also von unten nach oben. Das Harz, das über die jährliche Wundfläche auf ganzer Breite herabfloss, wurde durch Leitspäne, die schräg in den Stamm eingehackt wurden, in das Sammelgefäss geleitet. Bei dieser Methode verlor das



Harzfluss in der freigelegten Lachte (1), Leitspäne (2) zum Ableiten des Harzes (3) in den Sammeltopf (4) mit rund einem Liter Fassungsvermögen; Lachte vom Vorjahr (5), unverletzte Borke (6). Zeichnung: Hansjakob Gabathuler, Buchs, nach Schnabl 2001.

Harz aber stark an Wert, da es durch Insekten, Nadeln oder Rindenstücke verunreinigt wurde und sich die flüchtigen Stoffe – insbesondere die ätherischen Öle – auf dem langen Weg und oft unter direkter Sonnenbestrahlung leicht verflüchtigen konnten. Die grobe Hackmethode sowie die ungleichmässige Bearbeitung verursachte dazu eine mechanische Schädigung des Holzes; es bildeten sich Risse, wodurch Pilzinfektionen den Baum kränkeln liessen, ein Umstand der immer wieder zu Streit zwischen Waldbesitzern und Förstern einerseits und den Harzern führte.

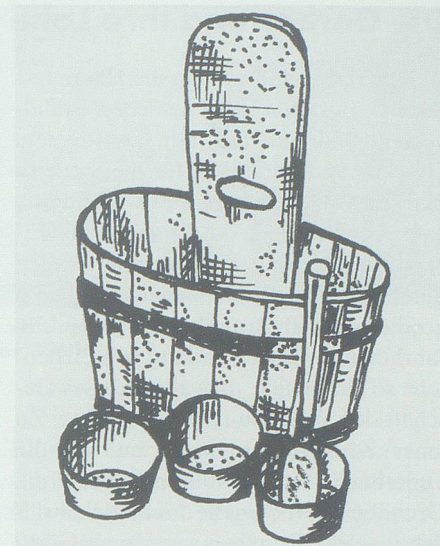
Um etwa 1900 kam eine neue Technik auf: Der früher unten am Stamm angebrachte Sammeltopf musste einem beweglichen Sammelgefäss aus Ton oder Glas weichen, das jedes Jahr unter der neuen Lachte befestigt wurde. Er war mit einem Deckel verschlossen und liess nur eine kleine Öffnung für das Einfließen des Harzes frei. Durch das Nachrücken des Topfes blieb der Fliessweg des Harzes immer kurz, der Verlust an ätherischen Ölen und der Grad der Verschmutzung verringerten sich dadurch stark, und die Qualität konnte entsprechend verbessert werden. War der Topf voll, wurde der

Balsam, wie das Harz auch genannt wird, mit einem langstieligen, spachtelähnlichen Löffel herausgenommen und in eine kleine Bütte mit etwa 25 Kilogramm Fassungsvermögen gefüllt.

Beim später angewandten Hobelverfahren gelang die Vorbereitung der Stämme etwas schonender: Das Entrinden geschah mit einem speziellen Schneidegerät, dem Röteleisen, und die weitere Bearbeitung mit einem Reissmesser, bei dem ein im Querschnitt U- oder V-förmiges, an einem Griff befestigtes Messer stossend oder ziehend gehandhabt wurde. Damit konnten entweder schmale Rillen oder durch dichtes Aneinanderreihen der Risse und gerades Ziehen eine glatte, feine und ebene Schnittfläche erzeugt werden, wie mit dem Dexel.

Als Nachteil bezüglich der Holzschonung verblieb das am Ende des Arbeitsjahres durchgeführte Abnehmen des sogenannten Scharrharzes mit einem Schaber, der den verletzten Stamm von der schützenden Harzschicht teilweise wieder entblösste. Der Ertrag des Scharrharzes aber war wichtig, da er mit gegen einem Kilogramm Gewicht fast einen Viertel des Jahresertrages ausmachen konnte. Durch das angewendete Einsetzen der Leitspäne, die immer noch eingehackt werden mussten, und das Einschlagen der Nut für den Zapfbecher war die mechanische Schädigung mit all ihren negativen Folgen für die Gesundheit des Baumes aber nicht behoben.⁹

Das Einsammeln des Harzes war eine mühsame Tätigkeit, bei der die Hände unvermeidlicherweise so klebrig wurden, dass sie vom Pechlöffelstiel, mit dem das Harz aus den Töpfen geholt wurde, und vom Griff des Sammelbehälters nur schwer wieder gelöst werden konnten. Die vollen Harzbütten kamen zur Entleerung in grosse, bis zu 200 Liter fassende Fässer, die, sobald sie voll waren, zu den Pechhütten transportiert wurden, wo sich die Pechsieder ihrer annahmen. Durch Erhitzen und Destillieren trennten die Pecher den Holzteer von den flüchtigen Bestandteilen – Pechöl und Wasser. Das so gewonnene Pech hatte eine dunkle Farbe, zersprang in der Kälte wie Glas und diente zum Steifen des Schuhmacherzwrins, zum Auspechen der Bierfässer, zur Herstellung von wasserdichten Überwürfen, von Terpentinöl und Geigenharz (dem Kolophonium) sowie von Heilsalben; verdünnt mit Leinöl wurde es zu Wagenschmiere, Schuh- und Lederpasten verarbeitet und fand letztlich auch Verwendung zum Kalfatern der Schiffs- und Bootsrümpfe. Ferner wurde der Holzteer zum Imprägnieren von Zaunpfosten und als Pflaster zum Verschliessen offener Wunden gebraucht.¹⁰ Harz galt als Weichmacher des Wassers beim Rasieren und fand beim Brühen und Entborsten der geschlachteten Schweine und schliesslich auch als Genussmittel zum Kauen Verwendung. Mit dem siedenden



Harzbütte, Sammelbehälter und Harzlöffel zum Ausschaben des Harzes aus dem Sammeltopf. Zeichnung: Hansjakob Gabathuler, Buchs, nach Schnabl 2001.

Pech verteidigte man Burgen gegen die Angreifer, die ihrerseits mit brennenden Pechfackeln und -pfeilen Feuer an Haus und Hof legten. Und der Vogel, der an der Pechrute kleben blieb, hatte – in Erinnerung an den Vogelfang mit Leimruten – im wahrsten Sinn des Wortes eben – «Pech»! Mit Pech und Schwefel wurde im Mittelalter bei Belagerungen von Städten und Burgen oft auch das Trinkwasser ungeniessbar gemacht, und noch im Dreissigjährigen Krieg verwendete man reichlich Stinkkugeln, die unter anderem aus Pech bestanden.¹¹

Da die Pechsiederei und Harzerei nie ein Lehrgewerbe war, konnte jeder diesen Beruf ergreifen. Viele Harzer und Pecher nutzten aber nicht nur die gepachteten Pechwälder, sondern gingen oft auch illegal ihrem Gewerbe nach, so dass sie in manchen Gegenden zeitweise als «schlimme Schmarotzer des Waldes» galten, für vogelfrei erklärt und von den Förstern gar niedergeschossen werden durften.¹²

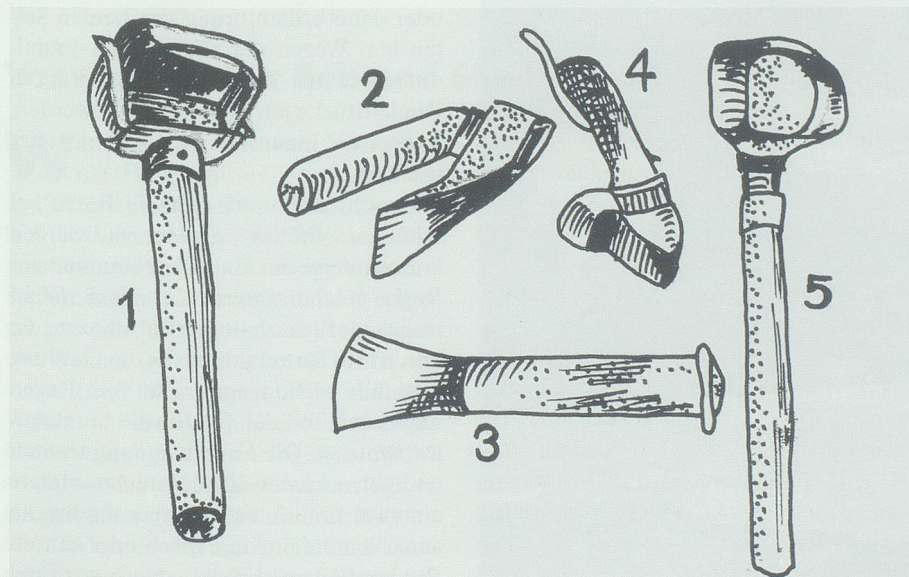
9 Nach Schnabl 2001.

10 Um das Vereitern der Wunden zu verhindern, hatte schon Hippokrates einen wässrigen Pechauszug empfohlen. Dieses Teerwasser wurde bis in die Neuzeit in den Apotheken geführt und entsprach in seiner desinfizierenden Wirkung dem Karbolwasser.

11 Nach Brockhaus.

12 Nach Palla 1994.

Harzerwerkzeuge: 1. Röteleisen zum Entfernen der Rinde; 2. Dexel zum Einsetzen der Leitspäne; 3. Eisen zum Einschlagen der Nut für den Sammeltopf; 4. Reissmesser; 5. Scharrharzkratzer. Zeichnung: Hansjakob Gabathuler, Buchs, nach Schnabl 2001.



Die Gerber und ihre Lohe

Lohgerber verarbeiteten die Häute fast aller Tierarten zu Sohlenleder, Brandsohlen- und Oberteilleleder, zu Riemen, Geschirr und Bankleder für die Sattlerei und den Wagenbau. Als Gerbstoff für die Lohe benützten sie die Rinde junger Eichen, die im Mai, wenn der Saft steigt, durch die Löhler vom stehenden Stamm geschält wurde. Besonders im 18. und 19. Jahrhundert war der Verkauf von Eichenlohe so einträglich, dass allein dieses Geschäft den Waldbau rentabel machte. Zu jener Zeit wurden an Orten, wo die Lederherstellung aufblühte, durch die Grundbesitzer spezielle Eichenschälwälder angelegt. Daneben wurden als Gerbstoffe aber auch die Rinden von Fichte, Tanne, Weide, Birke und Erle geschätzt. Die Nachfrage nach Eichenlohe nahm erst ab, als ab Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend ausländische Gerbstoffe importiert wurden.

Gewinnung der Gerberrinde

Die Untersuchungen verschiedener Ausrüstungs- und Bekleidungsgegenstände aus archäologischen Ausgrabungen in unserem Land ergaben den Befund, dass bei der Herstellung des verwendeten Leders der Gerbstoff der Fichtenrinde massgeblich beteiligt war. Die Gewinnung von Fichtenrinde für die Gerbung hielt sich



Rindenfuhrer für die Gerberei mit Holzvergaser-Lastwagen (um 1940). Aus Büttler 2003.

bei uns sogar bis in die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts, bevor sie wegen der hohen Gewinnungskosten eingestellt wurde. Die Gerbrinde konnte nur bei Waldschlägen zur Sommerzeit gewonnen werden, wenn die Stämme im Saft stehen und sich dann leicht schälen lassen. Die erste Arbeit erfolgte am stehenden Baum und bestand in der Entfernung des untersten

Rindenstücks am Stamm mit der Axt, das sonst durch das Fällen Schaden erlitten hätte. Am gefällten und sorgfältig entasteten Baum wurde darauf vom dicken Ende her in Meterabständen geringelt, das heisst, die Rinde rund um den Stamm wurde eingeschnitten und danach die einzelnen Meterstücke mit dem Rindmesser rundum abgeschält. An einer besonnten Stelle legte man die Stücke mit der Innen- oder Fleischseite nach oben aus. Nachdem sie während einiger Tage gut angetrocknet waren und eine goldbraune Farbe angenommen hatten, wurden sie entweder von einer Seite gerollt oder dann brillenförmig von beiden Seiten her. Wegen der abendlichen Taubildung mussten die noch nicht gerollten Rindenstücke jeweils umgedreht werden, so dass die Innenseite nach unten zu liegen kam.

Man achtete darauf, dass die Rinde bei schönem Wetter gewonnen werden konnte, denn die Fleischseite musste vor Regen geschützt werden, damit die leicht löslichen, zuckerhaltigen Substanzen, die durch ihre Säurebildung für die Gerbung ebenfalls wichtig sind, nicht vom Regen mit einem Teil der Gerbstoffe herausgelöst wurden. Die Lagerung der gerollten und getrockneten Rindenstücke erfolgte auf zwei Latten, auf die man die Stücke aufschichtete und mit Blech oder ganzen Rindenstücken abdeckte. Noch vor rund

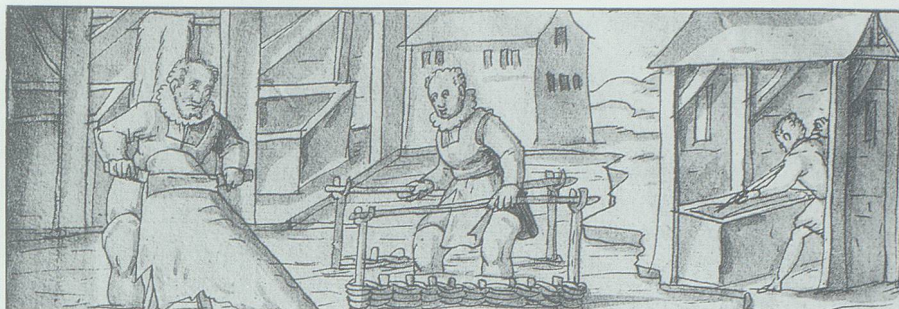
Rindengewinnung im Sommerschlag. Gefällte Stämme werden geringelt, und die Rinde wird in Meterstücken abgelöst. Aus Gall 2003.



50 Jahren konnte die auf diese Weise gewonnene Gerbrinde an eine Gerberei in Berneck geliefert werden.¹³

Der Vorgang des Gerbens

In der Gerberei wurden die frisch angelieferten Tierhäute, die man als «grüne Häute» bezeichnete, zur Verhütung der Fäulnis entweder sofort verarbeitet oder mit Kochsalz konserviert. Sie kamen in die Wasserwerkstatt und wurden dort zur Reinigung, zum Weichen und Aufquellen in sauberes Wasser geworfen oder eingehängt. Gewässert wurde einige Tage in Bächen und Flüssen oder in besonderen Weichbottichen. Danach kamen die Häute mit der Fleischseite nach oben auf den Schabebaum und wurden mit dem Streicheisen von Fleisch- und Fettresten befreit. Der nächste Schritt war die Enthaarung und die Beseitigung der Ober- und Unterhaut, um die eigentliche Lederhaut zu erhalten. Die übliche Methode zur Haarlockerung war das Einwirken von Kalk, das als Äschern bezeichnet wurde. Dieses Äschern nahm der Gerber in gemauerten Gruben vor, in denen er die geweichten Häute mehrere Tage im sogenannten Faulächer einer Kalkmilch aussetzte, und nachher im Schwellächer einer frisch angesetzten Kalkmilch. Waren die Haare oder die Wolle genügend gelockert, wurden die Häute wieder gespült und mit Hilfe des Streicheisens entfernt. Diese Arbeit erforderte besonderes Geschick, damit die Lederhaut nicht durch Schnitte beschädigt und damit entwertet wurde.



Der Gerber beim Schaben, Walken und Wässern (von links). Zeichnung von Hans Ulrich Fisch, um 1640. Aus Treichler 1991.

Die Häute, die nun als Blösse bezeichnet wurden, mussten nun erneut gewässert und vom Kalk befreit werden, indem man sie mit lauwarmen Aufgüssen von Hunde-, Hühner- und Taubenkot beizte. Diese Ekel erregenden Kotbeizen verschwanden zu Beginn des 20. Jahrhunderts und wurden durch künstliche Beizen abgelöst. Nun konnte der eigentliche Gerbvorgang beginnen, bei dem man verschiedene Verfahren kannte: Man gerbte die Blössen in der Weissgerberei einfach durch Einhängen in eine Alaunbrühe, was in der Regel bis drei Monate dauerte. In der Rot- oder Lohgerberei hingegen wurden die Blössen ursprünglich mit Lohe – zerkleinerte Eichen- oder andere Rinden – in Gruben abwechselnd geschichtet und dann mit Wasser übergossen, was man als Grubengerbung bezeichnete. Je nach Dicke war das Leder erst in ein bis drei Jahren «lohgar». Schneller kam man mittels eines Fasses ans Ziel, das mit den

Blössen und einer durch Auflösen von Gerbextrakten entstandenen Brühe gefüllt und hin- und hergerollt wurde. Nach beendeter Gerbung wurden die Häute zur Entfernung des überschüssigen Gerbstoffes mit Wasser gewaschen. Dann warf man sie zum Abtropfen auf einen Bock und hängte sie zum Ablüften auf Stangen in den Trockenboden, wo man den Luftzug regulieren konnte. Die Zurechtung war der letzte Arbeitsschritt, bei dem das Leder durch Hämmern, Walzen, Glätten, Falzen, Beschneiden und Fetten geschmeidig und in seine der Verwendung entsprechende Beschaffenheit gebracht wurde.

Der enorme Wasserverbrauch brachte es mit sich, dass die Häuser der Gerber üblicherweise an Flüssen oder Bächen standen. Mit dem Gerben verbunden waren eine starke Verschmutzung der Gewässer und ein scheusslicher Gestank. Letzterer zwang die Gerbereien häufig zur Aussiedlung aus den Dörfern und Städten.¹⁴

Vom Lauben für Bett und Stall

Wenn im Oktober und November die Herbststürme das Laub von den Bäumen gefegt haben, liegen vor allem die dünnen Blätter der Buchen oft in knietiefen Mahden an windgeschützten Stellen, hinter Weidmauern und Wegbiegungen oder in Mulden und Reistzügen des Waldes. Im Gegensatz zu heute, wo dieses Laub meist liegen bleibt und dem Waldboden in ewigem Kreislauf über die Humusbildung die entzogenen Nährstoffe wieder zurückgibt, war es früher ein geschätztes Produkt unserer Wälder. Der Bedarf der Menschen an Laub muss enorm gewesen sein, denn einerseits

wurde es in grossen Mengen als Streu- und Strohsatz für das Vieh eingesammelt, andererseits aber auch als Bettlaub für die Schlafstätten der Menschen. Durch das intensive Lauben drohte insbesondere in den Buchenwäldern dem Waldboden starke Ausmagerung. Nach deren gänzlichem Verschwinden bedeutet diese Nutzungsform für unsere Wälder keine Gefahr mehr.

Laubkarten und Vorschriften

Paul Hugger schreibt in seiner volkskundlichen Betrachtung über diese verbreitete herbstliche Tätigkeit der Werdenberger

Bevölkerung: «Beim ersten Tageslicht zog man in den Wald hinauf, und es gab solche, die waren schon mit Laternen hinaufgezogen und hielten bereits ein Waldstück besetzt. Das durfte dann nicht mehr betreten werden, sonst hätte es Streit gegeben. So mussten die später Ankommenden weiter hinauf in den Wald ziehen. Nur die Ortsbürger durften gratis Laub sammeln, die Hintersässen hatten eine

13 Nach Gall 2/2003, S. 230f.

14 Nach Palla 1994, S. 189ff.



Einst ein gesuchtes Material für Haus und Stall: Laub aus dem Buchenwald. Bild: Hansjakob Gabathuler, Buchs.

Laubkarte auf der Gemeindekanzlei zu lösen. So hatte beispielsweise der Buchser Gemeinderat am 14. Dezember 1824 entschieden; und am 4. September 1821 war der Verkauf von Bettlaub ausserhalb der Gemeinde gar untersagt worden.» Ähnlich wie das Sammeln von Lese- oder Dürholz war auch das Lauben auf bestimmte Tage beschränkt.

In der Gemeinde Wartau hatten ebenfalls nur die Ortsgenossen das Recht, das unentgeltliche Lauben zu betreiben und Leseholz zu sammeln, das insbesondere während der Brennstoffrationierung im Zweiten Weltkrieg zwischenzeitlich wieder an Bedeutung gewonnen hatte. Von den Niedergelassenen erhob man früher für beides eine Taxe.¹⁵ Um 1890 betrieb der Wirt auf Schloss Forstegg im Nebengewerbe Handel mit Bettlaub, und noch 1925 wurde so eifrig Laub gesammelt, dass dies auch in der Gemeinde Sennwald nur mit einem Ausweis, der «Laubkarte», gleicher Art wie die «Dürholz-Karte», gestattet wurde.¹⁶ Im Sarganserland erhielten im 19. Jahrhundert die Ortsbürger Lose zugeteilt, das heisst, Waldabschnitte, in denen die einzelnen Familien das Laub einsammeln durften. Erst auf ein Zeichen der Kirchenglocke war es dort den Laubern von Berg und Tal gestattet, sich auf den Weg zu machen und den Wald zur abgemachten Zeit zu betre-

ten, wobei als erstes in aller Hast ein bestimmter Waldabschnitt zur Eingrenzung kam.

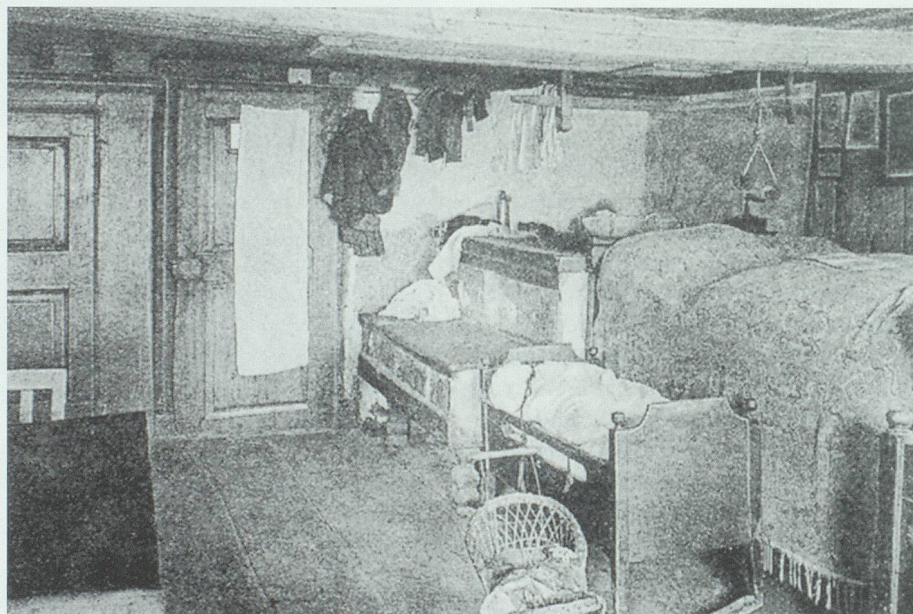
Die vielen Vorschriften aber versuchte man unter allerlei Vorwänden zu umgehen: «Der Förster hat mich beim Einfassen des Laubs gesehen, und er rief, ich hätte keine Berechtigung zum Lauben, ob ich das nicht wisse. Da gab ich zurück,

ich ginge gar nicht für uns, sondern für die Nachbarn ins Laub. 'Aha, sagt man jetzt: Für die Nachbarn?!' meinte der Förster darauf.»¹⁷

Prallgefüllte Bettzieche

Wo man auf eine vom Föhn angewehrte trockene Mahd Laubes stiess, wurden mit Rechen und Besen die klingeldürren Blätter auf Haufen geworfen und dabei gleich auch etwelche Verunreinigungen wie Ast- und Zweigstücke oder Steine aussortiert. Manchmal band man im Wald auch dicke, lange Bündel aus Zweigen zu Besen. Sie hatten keinen Stiel und waren handlicher als gewöhnliche Reisbesen, mit denen man im Unterholz nicht gut vorankam. «Wir schnitten dann junge Buchenschösslinge ab, das zwar streng verboten war, aber die waren am besten zum Lauben.» So fegte man das Laub zu grossen Haufen, «me häts zämmegschooret». Dann wurden rot oder blau karierte Bettzieche oder die gewöhnlichen Laubsäcke herbeigeht. Je zwei Personen knieten vor dem Blätterhaufen nieder und klemmten mit den Knien den unteren Rand der Sacköffnung fest. Mit der einen Hand hielten sie den oberen Rand des Sackes hoch und stiessen mit dem freien Arm das Laub hinein. Die bis mannshohen und am Schluss mit den Füßen prallvoll gestopften Säcke wurden gut verschnürt. Das machten meistens die Erwachsenen; die Kinder aber wischten

In den Wohnungen vieler einfacher Leute standen noch bis ins 20. Jahrhundert die hohen Bettgestelle mit den einfachsten Matratzen der Welt: Laubsäcken. Aus Treichler 1991.





Auch die Sitz- und Liegeunterlage dieses «Fulenzers» im Regionalmuseum Schlangenhaus ist mit Laub gefüllt. Bild: Hansjakob Gabathuler, Buchs.

nach. Mit Handwagen oder Fuhrwerken, sogar auf Hornschlitten – je nach Vermögen und Stand – brachten die Leute abends die prallbäuchigen Säcke nach Hause. Oft sah man Frauen und Männer, die ihre mit Laub gefüllten Ziechen auf dem Kopf heimtrugen, wobei die Männer vielfach zwei Säcke zusammenbanden und sie auf dem Rücken mitschleppten. Das Bettlaub untersuchte man verständlicherweise peinlichst genau nach Aststücken und «Igeln» der Bucheckern, den stacheligen dreizipfligen Hüllen der Buchensamen, damit die Bettruhe nicht etwa durch Drücken und Stechen solcher Fremdkörper gestört werden konnte. Die Säcke, die dieses fein sortierte Bettlaub enthielten, wurden auf die Oberdiele (Estrich) geschleppt, wo man es zum Nachtrocknen ausbreitete. Vielfach wurde das Laub auch auf dem über dem Hauseingang gelegenen Raum, der sogenannten *Laube* aufbewahrt. Man wendete und «störte» es von Zeit zu Zeit, damit es luftig blieb und völlig austrocknen konnte. Bald aber wurde nicht mehr lange gezaudert: Rasch wurden die alten Säcke geleert, denn auf den neu gefüllten ruhte es sich behaglich warm.¹⁸

Toola und Chriesi-Maana

Nach Aussage von Gewährsleuten sollen Wärme und Nachtruhe auf den Laubsä-

cken, diesen «billigsten Betten der Welt», wunderbar gewesen sein. Wenn aber, was häufig vorkam, zwei, drei Kinder im gleichen Bett schliefen, dann bildete sich mit der Zeit in der Mitte eine Vertiefung, «e Toola», und die Schläfer stiessen aneinander. Dann reklamierten die Kinder, das sei kein behagliches Bett mehr. Man wendete den Laubsack oder «hät nohegschoasse», man stopfte also frisches Laub nach, so dass das Lager wieder bequem wurde. Kinder schickte man oft auch mit der Mahnung in die frisch gefüllten Betten, nachts nicht aus den hoch gewölbten Laubsäcken zu fallen, denn diese Gefahr bestand mehrere Tage, bis die Schläfer durch ihr Körpergewicht eine neue Vertiefung in den Laubsack gedrückt hatten.¹⁹ Wehe aber jenen Lausbuben, denen es gelungen war, einige dürre Stechpalmenblätter in den Laubsack zu schmuggeln!

Noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts schliefen viele ärmere Leute auf Laubbetten. Man begnügte sich mit einem einzigen Leintuch, das man über den Laubsack ausbreitete und legte sich darauf. Den Körper deckte ein rot und weiss kariertes Federbett zu, und ein kleiner Laubsack diente als Kissen. Nachthemden waren Luxus, so dass man entweder nackt oder im Taghemd ins Bett stieg.²⁰ In kalten Winternächten erwärmten die

Schläfer ihre Füsse mit den Säcklein voller Erbsen oder Kirschensteinen, den «Chriesi-Maane», die auf dem Kachelofen erhitzt worden waren.

Es versteht sich, dass die trockenen Blätter in den Leinensäcken mit der Zeit zerrieben wurden und zerbröselten, so dass sie im Herbst auf dem Miststock landeten.

Eine gewisse Romantik

Wenn es «Lauberzeit» war, wurden noch in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts die Ziechen hervorgeholt, etliche Heurechen und Besen aufgeladen, und mit Pferd und Wagen oder auch schon mit leichteren Zugmaschinen fuhr man in den Buchenwald. Man sah abends dann und wann fröhlich gestimmte Leute mit ihren hoch beladenen Fuhrwerken, wo auch die Helfer gut gepolsterte Sitzflächen vorfanden, in die Dörfer zurückkehren. Das Zusammenwischen der Waldabschnitte und die sich daraus ergebenden Übergriffe, der Ehrgeiz, möglichst viel Laub zu sammeln und das Aufwärmen des Kaffees im Freien verliehen dem Bettlauben immer auch eine gewisse Romantik, und man setzte sich nach vollendeter Arbeit gerne noch etwas zusammen.

Mit dem Aufkommen der Matratzen verlor das Bettlauben seine frühere Bedeutung; auch die Lauber-Ordnungen wurden gelockert oder gänzlich aufgehoben, insbesondere was den festen, gemeinsamen Laubertag und die zugewiesenen Waldabschnitte anbelangte.

Eschischööbli und Strohersatz

Im Unterschied zu heute wurde der Wald früher grösstenteils auch als Weide benützt: In den Eichenwäldern mästeten sich die Schweine an den Eicheln, in den lichten Wäldern und Gebüsch fanden Ziegen und Schafe – die sogenannte Schmalhabe – ihr Futter. Insbesondere waren es die Ziegen, welche Knospen, Sprösslinge und Laub von den Zweigen

15 Nach Peter 1960, S. 436.

16 Nach Aebi 1983, S. 196.

17 Nach Hugger 1964, S. 75.

18 Nach Hugger 1964, S. 75f.

19 Hugger 1964, S. 76.

20 Nach Hugger 1964, S. 131.



Eschen, die «gschööbet» wurden, wiesen bald einmal Verdickungen auf wie die Kopfweiden. Bild: Hansjakob Gabathuler, Buchs.

frassen und dadurch den Wald nicht unwesentlich schädigten. Wenn das Vieh im

Spätherbst gestallt und gefüttert werden musste, kannten die Bauern am Grabser- und am Buchserberg früher noch einen besonderen Leckerbissen: Von Eschenstauden, die an Weggrändern wuchsen oder die zu diesem Zweck in Reihen gepflanzt worden waren, schnitten sie kurz vor dem Laubfall Äste und Zweige, banden sie zu Bündeln von wenigen Metern Länge und stellten sie auf der Heubühne gegen eine Wand, bis die Blätter dürr waren. Sie nannten diese Tätigkeit «s Eschiloob schööbe». Diese Bündel wurden im Winter abends den Ziegen und Schafen verfüttert. Wenn ihnen der Bauer noch etwas Besonderes geben wollte, warf er einen ganzen «Schööb» oder auch nur ein «Schööbli» in die Krippe, und die Tiere knabberten jeweils lange Zeit daran. Es sei eine wunderbare Kost gewesen, und wie wahnsinnig hätten sich die Tiere darüber gefreut, weiss Hugger zu berichten. Kein Wunder, dass die Bauern auf das Einbringen dieser Eschenzweige sehr bedacht waren. Es habe Bauern gegeben, die das Graben der

Kartoffeln vergessen hätten und lieber «go schööbe» gegangen seien. Von weit her sei es getragen worden, wenn man irgendwo eine günstige Esche wusste. Gerne wurden solche Eschenstauden auch in Rietböden gepflanzt, durften aber nur alle zwei Jahre gestutzt werden. Mit der Zeit bekamen die Stauden ähnliche Wulste und Verdickungen wie die Strünke der Kopfweiden. In den Zwischenjahren seien sie nur «abgeschtrupft» worden, das heisst, das Laub sei von den Ruten gestreift, in Streutücher gefüllt und heimgetragen worden. Unter das Heu vermischt, dienten auch diese Blätter als willkommene Beigabe für das Viehfutter.

Es war aber nicht nur das an den Zweigen gedörnte und als Futter begehrte Laub, das im Stall Verwendung fand, grösstenteils war es das Buchenlaub, das als Streue- und Strohrsatz dem Vieh diene. Es kam meistens in einem Verschlag in einer Stallecke zur Aufbewahrung, wurde in Zainen abgefüllt und auf der Stallbrücke – den Ruhelägern des Viehs – nach dem Ausmisten des Stalls sauber verstreut.

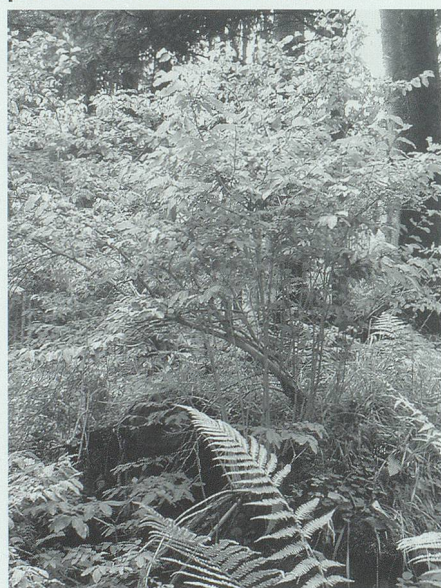
Bäasariis – Besenreisig

Um in Stall und Hof Sauberkeit und Ordnung zu halten, braucht jeder Bauer im Lauf des Jahres etliche Stallbesen, die er früher aber nicht um teures Geld kaufen wollte, sondern meistens selbst anfertigte. Wenn im Winter die Arbeit auf den Feldern ruhte und die langen Monate begannen, sah man immer wieder Bauern, die mit dem Binden von Besen beschäftigt waren, einer Tätigkeit, die kein eigentliches Handwerk war, aber etwas Geschick erforderte. Neben dem Eigengebrauch bedeutete das Besenbinden für manchen eine kleine zusätzliche Erwerbsquelle.

Zum Binden des Besens diente das Besenreisig, das Bäasariis, möglichst feines und zähes Zweigwerk, zum Beispiel das dünne und feine der Birke, das leicht zu bearbeiten ist. Mit einer Hippe oder einem Gertel, einigen Stricken und einem Messer ausgerüstet suchte der Besenbinder einen Birkenbestand auf, schlug eine gewisse Anzahl langer, dünner Äste ab, die möglichst viele Verzweigungen aufwiesen, bündelte diese mit dem Strick und trug sie auf dem Rücken nach Hause.

Einige kerzengerade dickere Ruten des Haselstrauchs wurden unterwegs für die Stiele der Besen mitgenommen.

Die struppigen und zähen Zweige der Heckenkirsche waren einst als «Bäasariis» begehrt. Bilder: Hansjakob Gabathuler, Buchs.



Neben dem Birkenreisig gibt es in unseren Breiten auch anderes Strauchwerk, das dank seiner Zähigkeit und Dauerhaf-

Besen, wie sie früher auch bei uns gebunden wurden, nur das Material – Erikastauden und Bambuszweige – ist heute Importware.





Eine der bei uns vorkommenden, für die Herstellung von Reisigbesen verwendeten Geissblattarten: die Schwarze Heckenkirsche (*Lonicera nigra*). Bild aus Seitter 1989.



Als Bäsariis ebenfalls geeignet: das feine, aber zähe Zweigwerk der Birke, hier der *Betula pendula* bzw. *verrucosa*. Bild im Archiv des Kreisforstamtes Werdenberg.

tigkeit dem Birkenreisig vorgezogen wurde: die Zweige der Geissblatt- beziehungsweise Heckenkirschenarten, insbesondere der Roten Heckenkirsche (*Lonicera xylosteum*) und ihrer Verwandten, der Schwarzen Heckenkirsche (*Lonicera nigra*). Auf kalkhaltigem Boden in den krautreichen Kahlschlägen auf Buechboden etwa, aber auch an sonnigen Hecken und Waldrändern, gedeihen diese bis zwei Meter hohen Sträucher, die den Halbschatten bevorzugen, prächtig. Die aufrechten oder gebogenen Stämmchen weisen eine graubraune, längsrissige Rinde auf und fallen durch ihre zähe Biegsamkeit auf. Wenn die Sträucher im Herbst die elliptischen bis eiförmigen Blätterpaare verloren hatten und auch die paarig angeordneten, knallroten oder schwarzblauen, kugelrunden Früchte verschwunden waren, wurden die Zweige eingebracht, um daraus dauerhafte Stallbesen zu binden. Mit einer Rebschere

rückte man dem struppigen Strauch zu Leibe und band auch hier die abgeschnittenen Zweige mit einem Strick zu einem dicken Bündel. Mehrere Zweigbündel fanden etwa auf einem kleinen Leiterwagen Platz und wurden auf diese Weise abtransportiert.

Nachdem die Reisigbündel deponiert und sortiert waren, nahm der Besenbinder Ast für Ast in die Hand, entfernte hier ein paar quer gewachsene Zweige, bog da etwas in die richtige Form und packte schliesslich Stück für Stück zusammen, bis der Besen die gewünschte Dicke erreicht hatte. Mit dem Messer stutzte er die dünnen Enden und auch die dickeren Ansätze und verschnürte sie provisorisch mit einer Schnur oder einem Strick.

In den Holzschöpfen oder Remisen der alten Bauernhäuser traf man damals verschiedene Vorrichtungen zum Binden der Reisigbesen an. An einem freistehenden, senkrechten Trägerbalken war beispiels-

weise ein zu einem Halbkreis geformtes Flacheisen von etwa zehn Zentimetern Öffnung befestigt und darüber ein beweglicher, ebenfalls abgerundeter Hebelarm. Der locker gebundene Besen kam ins halbrunde Flacheisen zu liegen, und mit dem Hebelarm konnte das Zweigbündel nun fest aneinander gepresst werden, wobei man den Hebel nach dem Herunterdrücken arretierte. Mit Bördilidraht – früher verwendete man dafür Weidenruten – wurden die Reiser an ihren dicken Enden etwa dreimal fest umwickelt. Nun konnte der Hebelarm aus der Arretierung gelöst werden, und der Besen war fest verdrahtet.

Eine andere Technik bestand darin, dass man an einem Balken einen Haken oder einen Guntli einschlug und daran einen freihängenden Strick mit einer Schlaufe festzurte. Das sortierte Reisig wurde zwei- bis dreimal mit dem Strick umschlungen und nach unten gezogen, so

dass der Strick das Reisig immer fester und enger umschnürte. Danach stellte man einen Fuss in die Strickschleife, so dass sich das Bündel nicht mehr öffnen konnte. Da man nun beide Hände frei hatte, konnte der Besen schliesslich mit Weidenruten oder Draht gebunden werden.

Natürlich sahen diese Besen noch etwas struppig aus, konnten aber mit Rebschere und Beil auf dem Scheitstock gehörig frisiered werden. Auch die Schnittstellen des Reisigs wurden auf ungefähr gleiche Länge sauber zugehauen.

Nun kam der Stiel an die Reihe, den man zuerst von seinen Seitentrieben befreite. Viele Besenbinder besaßen eine Schnitzbank, ein Gestell, in das man den Stiel einspannen und sitzenderweise mit dem Fuss festhalten konnte. Mit dem Ziehmesser wurde die Rinde in langen Strei-

fen abgeschält, bis der Stiel glatt war. Nachdem man ihn an einem Ende zugespitzt hatte, rammte man diesen Haselstecken in der Mitte des Bundes in den Besen, indem man ihn umkehrte und ihn einige Male – den Stiel nach unten gerichtet – auf den Boden schlug.

Kleinere Besen ohne Stil lagen früher meistens auch neben dem Herd zum Zusammenkehren der anfallenden Asche. Solche nach überlieferter Art aus feinem Birkenreisig oder aus Binsen gebundenen Besen wurden – nach mündlicher Mitteilung von Hans Senn (Weite) – auch vom Kaminfeger verwendet, der sie selber herzustellen wusste.

Die selbst hergestellten Besen waren sehr robust und bewährten sich über längere Zeit. Sie wurden erst ausgewechselt, wenn das Reisig abgearbeitet war und nur noch die dickeren Äste am Stiel hielten.

Spätestens dann, wenn die Stielspitze beim Wischen auf dem Boden kratzte, war es an der Zeit, den Besen auszuwechseln. Der alte konnte noch, nachdem der Stiel herausgezogen worden war, als Fidi-bus im Ofen verbrannt werden, oder er wurde als Kern für eine einfache und mit alten Lumpen umwickelte Fackel, die man in Petroleum getränkt hatte, am Funken-sonntag «entsorgt».

Der Reisigbesen spielte auch im Volksglauben eine grosse Rolle: Für die Hexen beispielsweise waren diese Besen das bekannteste Requisite, und noch heute erinnern Redensarten an die Reisigbesen oder die Besen schlechthin, denken wir nur an Sprüche wie «Jeder wische vor seiner eigenen Tür» oder «Neue Besen kehren gut» und die Ergänzung dazu «... aber die alten, die kennen die Winkel.»

Die Hasel – vielfältige Verwendung und magische Kraft

Nach der Eiszeit fand der Haselstrauch (*Corylus avellana*) in ganz Europa ideale klimatische Bedingungen und verbreitete sich als Pionierpflanze auch in unserer Gegend. Bereits bei den frühen Jäger- und Sammlerkulturen der Vorzeit war er bekannt, denn die nahrhaften Früchte waren begehrtes Grundnahrungsmittel und wichtiger Energielieferant, da die Nuss neben etwa 60 Prozent Fett und 14 Prozent Eiweiss auch eine beachtliche Menge an Mineralstoffen und Vitaminen enthält. Geschichtsforscher sprechen sogar von der «Haselzeit», was den enormen Stellenwert der Haselnuss unterstreicht. Von den Kelten wurde der Strauch als «Baum der Weisheit und der Wünsche» verehrt; er wird zudem mit Poesie, Intuition, Hellsichtigkeit, Meditation und Wissen in Verbindung gebracht.²¹

In etlichen Legenden ist denn auch die Rede vom «magischen Haselstrauch», in dessen Nüssen sich die Weisheit findet. Die keltischen Druiden sollen Haselnüsse gekaut haben, um Inspiration und Kenntnisse über verborgene Angelegenheiten zu erhalten, und in der nordischen Mythologie wird der Haselstrauch dem Gott Thor zugesprochen. Daher kommt wohl auch der Glaube, ans Fenster gehängte Haselzweige würden vor Blitzschlag schützen. Interessant ist auch der uralte



Die Hasel: «Baum der Wünsche» mit Weisheit in der Frucht. Die wüstchenförmigen männlichen Blüten (oben rechts) warten bereits auf das kommende Frühjahr. Bild: Hansjakob Gabathuler, Buchs.

Glaube einer Antipathie zwischen Hasel und Schlange: In alten Kräuterbüchern und in vielen Sagen wird immer wieder beschrieben, wie man sich mit Haselzweigen der Schlangen erwehren kann. Der Haselstrauch wird aber auch mit Tod und Trauer in Verbindung gebracht.

Hildegard von Bingen sah in der Hasel zwar nur ein «Sinnbild der Wollust», die zu Heilzwecken nichts taue, gestand der Nuss aber zumindest das Symbol der Fruchtbarkeit zu. Seit alters her gilt die Haselnuss als Aphrodisiakum, und in der Volksmedizin wird sie auf Grund ihrer



Die gerade wachsenden Ruten im Innern des Busches fanden einst ebenso Verwendung wie die äusseren, krumm gewachsenen. Bild: Hansjakob Gabathuler, Buchs.



Auf vielen mittelalterlichen Darstellungen des ländlichen Lebens findet sich immer wieder auch die Zopfzäunung. Aus einem flämischen Stundenbuch, um 1500 (Ausschnitt). In Collins/Davis 2003.

Blut stillenden Wirkung geschätzt; sie soll auch bei Durchfall hilfreich sein.

Mit einer Astgabel aus Haselholz, der Wünschelrute, findet der Wasserschmecker oder Rutengänger die Quellen im Boden und vielleicht auch der Venediger Silber und Gold in den Felsen. Auf gesalbten Besenstielen aus Haselholz ritten einst die Hexen splitternackt und ohne Hemd durch den Kamin hinauf an die «Tüüfels-Chilbi», den Hexensabbat. Deshalb sagte man auch, wenn etwas Unliebsames geschehen war, das nicht geändert werden konnte: «Wenn das Geisslein stirbt, hilft kein mit Terjox gesalbter Stecken». Terjox²² sei Doktorware, also Medizin gewesen, die allen Kranken helfen konnte, gar allen, am Stich, an der Wassersucht und sogar an der Pest Erkrankten.²³

Die einjährigen Ruten der Hasel wurden früher vielfach für Flechtwerk gebraucht und um die Reiswellen, die Büscheli oder Bördili zusammenzubinden; man verwendete sie aber auch für die Herstellung von Haften und Schlossringen für Ziege und Schaf. Mehrjährige Ruten ergaben

schöne Rechenstiele, lang und federleicht, stark und zäh, die kaum zerbrachen. Die geradesten Ruten wachsen im Innersten der Haselbüsche, aussen die geschweiften für Stecken und Stiele, die man täglich brauchte: Besenstiele, Schaufelstiele und Stiele für die Mistgabeln (Furggen), Stecken für die Hüterbuben, Stöcke für die Alten, knopfige und glatte, gerade und solche mit Haken, genau so, wie man sie haben wollte; Stecken auch, die man mit einer eisernen Spitze versah, den «Guschpa», als Alpstöcke für den Wanderer im Sommer und im Winter, dann aber auch der Stock des Schulmeisters als Wegweiser auf der Landkarte und an der Wandtafel und – wenn es blitzte auf Hände oder Hosenböden – als Zurechtweiser.

Was nicht kerzengerade gewachsen war, fand in der Zopfzäunung Verwendung: Auf jede Schuhlänge wurden zugeschnittene Tannäste in den Boden gesteckt, nachdem man für diese Pfähle mit dem Locheisen Löcher gemacht hatte. Das obere Drittel des Zauns wurde anschliessend mit Haselruten gezopft und ver-

flochten. Aus den Haselnüssen wurde schon im Mittelalter in der Reibe und Stampfe ein begehrtes Öl gewonnen, das zum Kochen diente, und Haselstecken brannte man zu Kohle, um daraus mit Salpeter und Schwefel in der Pulverstampfe Schiesspulver herzustellen.²⁴

21 Quelle: www.weltbaum.de

22 Eigentlich *Theriak*; dieser war bis ins 18. Jahrhundert eines der bekanntesten Arzneimittel, das als wirksam gegen alle Gifte galt. Theriak wurde nach verschiedenen Rezepten aus vielen Bestandteilen zusammengestellt, unter anderen aus Opium und Schlangenfleisch. Die Arznei, die fein gepulvert und dann zum Beispiel mit Pflaumenmus, Honig oder Zuckerlösung zu einer Latwerge angerührt wurde, galt als «eine herrliche Arznei, und Schweisstreibend Mittel wider allen Gift, und giftige ansteckende Krankheiten; ist sonderlich gut wider giftiger Thiere Bisse, Gehirne Beschwerden, Convulsiones, Blehungen, Magen-Beschwerden, und üble Dauung; äusserlich und innerlich» (nach Brockkhaus und Palla 1996, S. 333).

23 Nach Gabathuler 1950.

24 Nach Gabathuler o.J.; zu Reibe und Stampfe siehe auch GABATHULER, HANSJAKOB, *Mühlen und andere Wasserwerke im Werdenberg*. – In: *Werdenberger Jahrbuch 1999*. Buchs 1998, S. 142ff.

Weidenruten für Haften, Faschinen und Rebbau

Entlang vieler Wasserläufe traf man früher die gelbe Stockweide an. Sie fiel auf durch eine kopfgrosse Verdickung auf dem gut einen Meter hohen Stämmchen, die davon herrührte, dass alljährlich die einjährigen, bis zwei Meter langen Triebe abgeschnitten wurden. Diese biegsamen Ruten wurden im Herbst geerntet. Neben der Herstellung von Körben und Zainen durch die Korbflechter verwendete man sie im Werdenberg in frischem Zustand vorwiegend zum Binden der Maisstauden, die nach dem Ausbrechen der Kolben mit einem Gertel oder einem ausgehenden Sonderbundssäbel knapp über dem Erdboden abgeschlagen und zu Bündeln gebunden wurden. Diese mannsdicken Schööbli wurden zum Trocknen beidseits eines Zaunes aufgestellt. Bei Gebrauch zerhackte man sie mit der Axt auf dem Scheitstock, später mit der Streueschneitzmaschine, und verwendete sie als Einstreu für das Vieh.

Noch bis Anfang der 1960er Jahre schnitt der Weinbauer im Spätherbst auch die etwas kürzeren Ruten der Purpurweide (*Salix purpurea*), die er zu armdicken Bündeln verschnürte und über den Winter auf dem nackten Kellerboden auslegte, um dem gänzlichen Austrocknen vorzubeugen. Mit diesen dünnen Weidenruten, die dank der Feuchtigkeit der Kel-

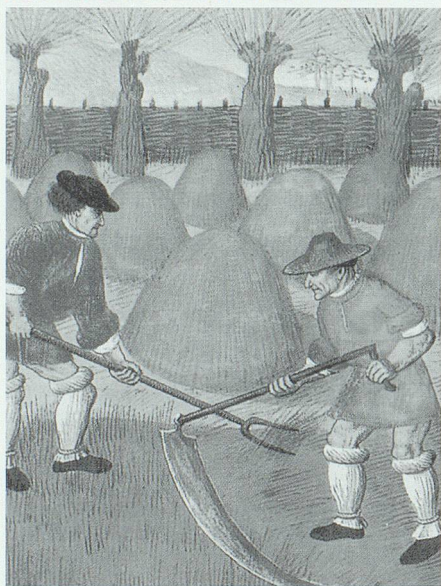
lerböden bis zum Frühjahr geschmeidig blieben und die einige Tage vor der Verwendung noch im Brunnen gewässert wurden, band man die Stämmchen der Rebstöcke nach dem Frühjahrsschnitt an die Sticel; für die Befestigung, zum Aufbinden der Jungtriebe der Reben, aber verwendete man den Bast.

Damit das Vieh im Herbst weniger Gras zerstampfte, wurde es jeweils gepflockt, «gschtumpet», wie man das im Werdenberg nannte. Bei der grossen Zerstückelung der Wiesen und beim Fehlen von Hecken und Zäunen war das sehr erwünscht. Jedes Tier war an einen kurzen Pfahl gebunden, den man in die Erde geschlagen hatte. Diese Vorrichtung erlaubte ihm, in einem gewissen Umkreis zu weiden. Nach einiger Zeit wurde der Pflock wieder um ein Stück versetzt, man «gab nach», «hät nooi ggii». Die Pfähle oder Stumpen waren entrindete Keu-

len, gefertigt aus dicken Ästen und ihren Verdickungen an den Stammansätzen, den «Tutta» von Wettertannen. An den Stumpen befestigte man die Hafta, wobei neben Wiidehafta (Haften aus Weidenruten) auch Prügelhafta zum Einsatz kamen. Die erstere war aus Weiden- oder Haselruten zopfartig zu Stücken von einem Meter Länge geflochten, die gegenseitig verschlauft waren. Das Flechten dieser Wiidehafta besorgten Korber oder geschickte Bauern. Vor dem Gebrauch mussten sie im Brunnen eingeweicht werden, sonst brachen sie leicht. Am Grabserberg galt dies als Zeichen, dass ein Bauer mit dem Vieh vom Maienberg, wo man die Tiere nicht stumpte, in die Talwiesen fahren wollte, «Wenn ain dänn d Hafta i d Waich toa hät, in Brunnetroog ihi oder in Bach, hät dänn dr Nochpuur gsait: Aha, wotsch ahe faare.»

Ausschnitt aus der bemalten Holzdecke von Zillis GR aus dem Hochmittelalter: Mit einem Gertel werden Weidenzweige abgeschnitten. Die Weiden lieferten nicht nur zähe, biegsame Ruten, sie eigneten sich auch für die Befestigung von Bach- und Flussufern. Aus Treichler 1991.

Stock- oder Kopfweiden (im Hintergrund) wurden seit ältester Zeit zur Zäunung verwendet. Ländliche Szene aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Aus Collins/Davis 2003.



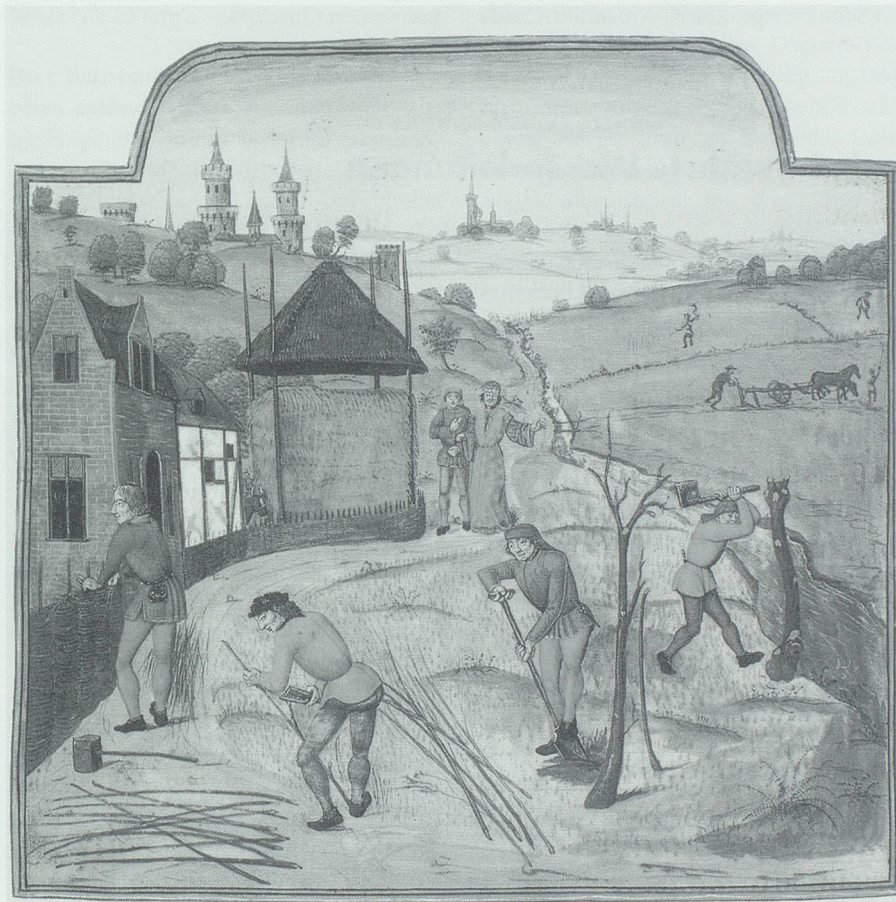


Reisewagen im 17. Jahrhundert: Geflochtener Wagenkorb mit Blache, die über gebogene Weidenruten gespannt ist. Aus Treichler 1991.

Prügelhaften waren teuer; sie setzten sich aus einer langen, oder zwei bis drei kürzeren, etwa armlangen Holzstangen zusammen, die mit Ringen aneinander

geschmiedet waren. Sie alle boten gegenüber der Kette den Vorteil, dass das Tier sich mit den Beinen nicht darin verfangen konnte.²⁵

Zu den typischen landwirtschaftlichen Tätigkeiten im Frühjahr gehörten auch der Rutenschnitt, das Erstellen der Flechtzäune und das Zurückstutzen der Bäume (ländliche Szene aus Frankreich, spätes 15. Jahrhundert). Aus Collins/Davis 2003.



Weidenruten fanden auch im Fachwerkbau Verwendung, wo die zwischen dem Rahmen gebenden Holzgerüst mit verschiedenen Materialien aufgefüllten Hohlräume schliesslich verputzt werden mussten. Dabei diente vielfach ein Flechtwerk aus Weidenruten und Stroh als Träger des Verputzes.

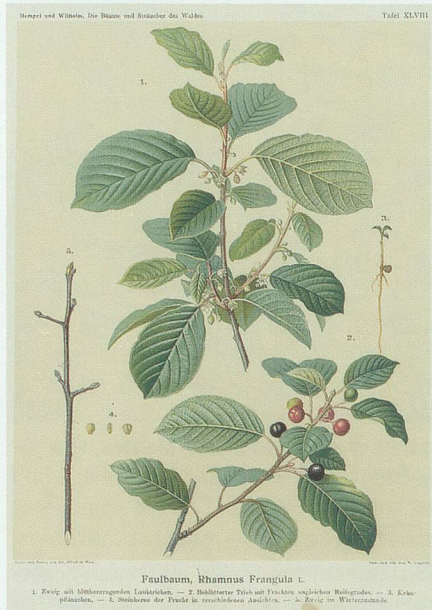
Lange Rutenbündel aus fingerdicken, geraden Stecken wurden früher mit Weidenruten zu sogenannten Faschinen zusammengebunden, die im Gefecht guten Schutz gegen die mit Schwarzpulver abgeschossenen Gewehr kugeln boten. Faschinen dienten aber auch zur Uferbefestigung gegen die zerstörerischen Kräfte reissender Bäche und Flüsse, insbesondere auch beim Wuhrbau am Rhein. Viele dieser Weidenruten trieben nach dem Einschlämmen durch Geschiebeanlandungen wieder aus, und ihre Wurzeln festigten die Böschungen der Wuhre, so dass diese weniger schnell zerfielen. Manchenorts wurden zur Ufersicherung auch Stecklinge ins Erdreich gesteckt, damit sich aus den «schlafenden Knospen» in kurzer Zeit Sträucher und Bäume entwickeln konnten.

Elastische und dünne Weidenruten verwendeten die Bauern im Alpenraum auch zum Aufhängen des Specks beim Räuchern. Aus Weidenzweigen von ein bis zwei Zentimetern Stärke wurden zudem die Weiden- oder Maienpfeifen hergestellt. Dazu schneidet man zur Zeit des Saftsteigens im April oder Mai ein etwa zwanzig Zentimeter langes, unverzweigtes und mit nur wenigen Augen (Knospen) versehenes Weidenstück, kerbt es am oberen Ende dreieckförmig etwa fünf Millimeter tief ein und formt ein schräges Mundstück. Nun wird mit dem Messerknauf die Rinde vorsichtig beklopft, bis sie sich als röhrenförmiges Ganzes vom Holz abziehen lässt. Das Holzende wird als Mundstück hinter der Kerbe abgeschnitten, oben leicht abgesenkt und wieder in das Rindenröhren eingesetzt. Das restliche Holzstück wird von der andern Seite eingesetzt. Je nach der Nähe dieses Stöpsels zum Pfeifloch ergibt das beim Blasen ins Mundstück einen höheren oder tieferen Ton. Da Weiden in der einst noch nicht ausgeräumten Landschaft überall wuchsen, dürften auf diese Weise viele Hirtenpfeifen hergestellt worden sein.

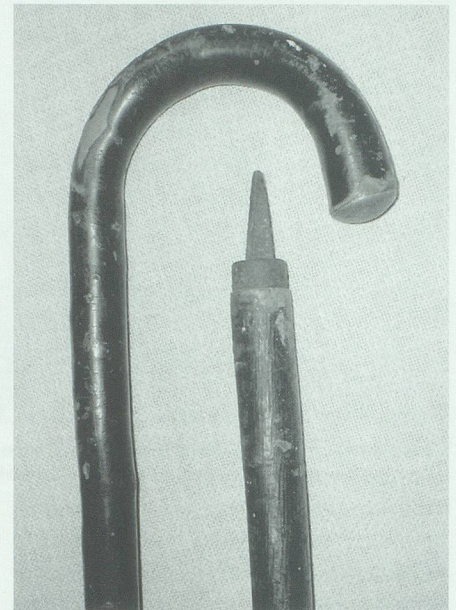
25 Nach Hugger 1964, S. 130f.

Hooggaschtegga

Der Faulbaum (*Rhamnus frangula*), ein dornenloser, bis drei Meter hoher und leicht beblätterter Strauch, bringt aus seinen unscheinbaren Blüten kugelige Früchte hervor, die anfänglich grün, später rot und zur Reife schwarzviolett werden. Rinde, Blätter und Früchte sind giftig. Neben der Anwendung in der Heilkunde, wo Rinde und Beeren als Abführmittel Verwendung finden, brauchte man das Holz – ähnlich wie jenes der Hasel – zur Herstellung von feinstem Holzkohle für das Mischen von Schiesspulver. Der Strauch heisst deshalb auch *Pulverholz*. Aus einem etwa einen Meter langen und daumendicken, mehrjährigen Trieb des Faulbaums stellte man die «Hooggaschtegga» her, die gebogenen Wanderstecken mit dem gekrümmten Griff. Damit der Stock beim Biegen in einer Spannvorrichtung nicht brach, wurde ein Ende in siedendem Wasser eine gewisse Zeit aufgeheizt, wonach sich der Stock ohne zu brechen gut biegen liess. Das gerundete Ende musste in der Spannvorrichtung belassen werden, bis der Stock restlos ausgetrocknet war. Wurde er dann gelöst, behielt er seine Bogenform. Viel-



Zweige des Faulbaums mit Blüten und Früchten. Farbtabelle im Archiv des Kreisforstamtes Werdenberg.



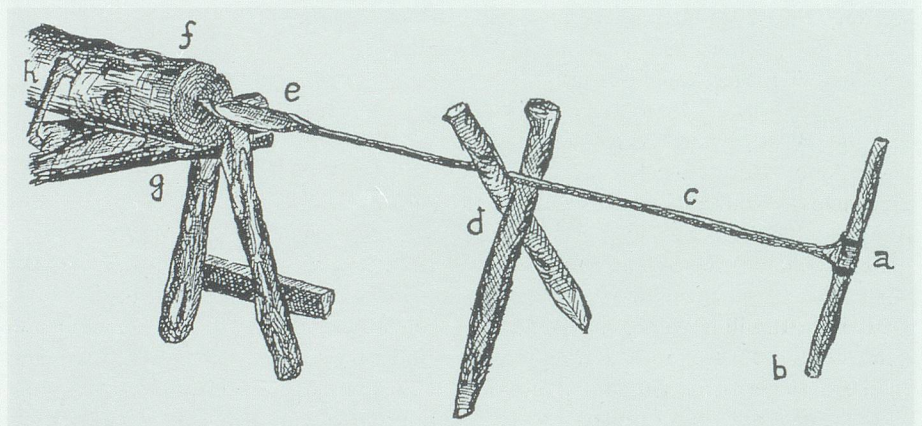
Gebogener Griff und Guschpa zweier Hooggaschtegga. Bild: Hansjakob Gabathuler, Buchs.

fach wurden die Stecken nach dem Sieden und Biegen bis zum Austrocknen auch mit Schnüren gesichert. Am andern Ende

des Hakensteckens brachte man eine Hülse mit einem Eisendorn an, einen sogenannten Guschpa.

Holztüchel – über Jahrtausende bewährte Wasserleitungen

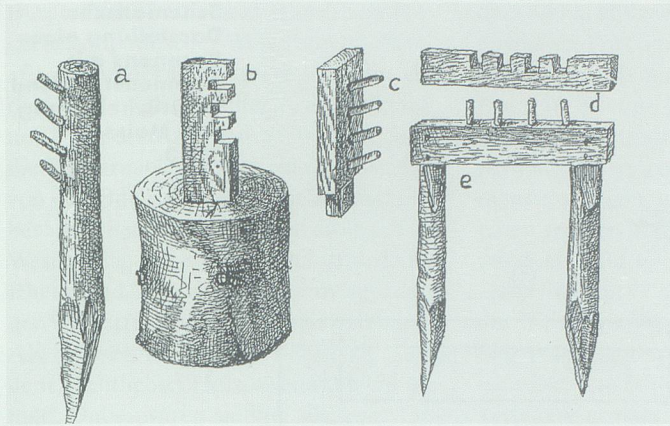
Die hölzernen Wasserleitungen, die das Wasser von einer Quelle oder einem Bach in die Siedlungen brachten, bestanden aus zwei bis drei Meter langen und fünfzehn bis zwanzig Zentimeter dicken, durchbohrten Holzstämmchen, den sogenannten Teucheln oder Tücheln, die auf verschiedene Arten zu einer Gesamtleitung zusammengesetzt und verbunden werden konnten. Im Flachland und in Gebirgsgegenden ganz Europas waren sie verbreitet. Aus Gründen der beschränkten Haltbarkeitsdauer ist dieses hölzerne Fabrikat vollständig verschwunden und hat seit Ende des 19. Jahrhunderts eisernen Röhren oder in den letzten Jahrzehnten solchen aus Kunststoff Platz machen müssen. Hin und wieder trifft man aber bei Aushubarbeiten in unseren Dörfern noch auf die vermodernenden Holzreste dieser primitiven Wasserleitungen, die bereits die Menschen des Altertums und auch jene des Mittelalters



Tüchelbohrer und Bohrvorrichtung: a) Bohreröse, b) Drehknebel, c) Bohrstange, d) Bohrerstütze, e) Bohrschnecke, f) Tüchelholz, g) Holzbock, e) Bundhaken. Aus Maissen 1943.

als eine kulturell höchst wichtige Errungenschaft gebaut haben. Der Dorfbrunnen lieferte sämtlichen Haushaltungen das Wasser. Knaben, Mädchen und Frauen mussten täglich

mehrmals den Gang zum Brunnen machen, um Wasser zu holen, wobei man sich etwa auch des Wassertragjochs bediente. Neben dem Trink- und Kochwasser musste auch eine Menge für die Fütte-



Verschiedene Arten von Bohrstangenstützen. Aus Maissen 1943.

rung der Schweine und anderem Kleinvieh herbeigeschleppt werden, ferner brauchte es das Wasser des Brunnens für die grosse Wäsche. Nicht umsonst war der in den Dörfern sprudelnde Brunnen, der durch solche Tüchelleitungen gespeist wurde, der Mittelpunkt der Siedlung, jener Ort, wo man die Nachbarn traf, wo man schwatzte und vielleicht auch keifte, wenn lange gewartet werden musste, bis man an der Reihe war, um die mitgebrachten Holzeimer und Kupfergellen oder die blechernen und emaillierten Kessel zu füllen.

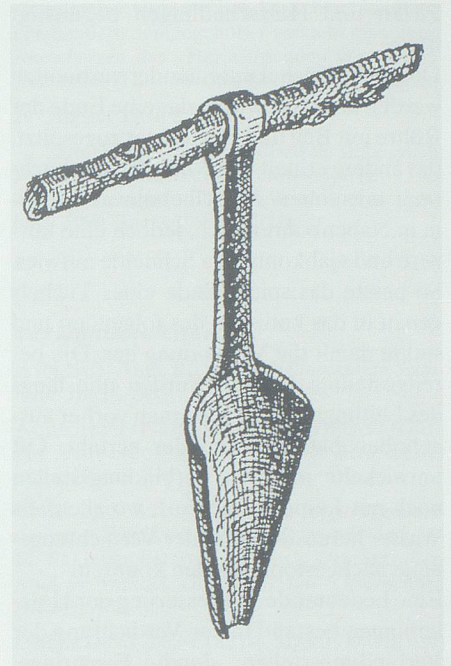
Das Bohren der Tüchel – eine aufwändige Arbeit

Im Folgenden soll kurz darauf eingegangen werden, wie die vorbereiteten Rundhölzer markseits zu Tücheln durchbohrt wurden. Das wichtigste Werkzeug, das hierzu Verwendung fand, war der etwa 2,80 bis 3,50 Meter lange Wasserleitungsbohrer, der Tüchelbohrer, der meistens im Besitz einer Dorfgemeinschaft war. Seine Bohrschnecke wies einen Durchmesser von fünf bis sechs Zentimetern auf; bei Nichtgebrauch wurde die ganze Schnecke durch eine Holzkapsel vor Beschädigungen geschützt.

Der erste Ründling wurde mit Bundhaken oder mit Kette und Reitel auf zwei Böcken festgemacht. Damit der grosse Bohrer auch mühelos fassen konnte – im

Hirnholz zieht der Bohrer schlecht –, wurde zuerst genau in der Mitte des Stammmarkes mit einem kleinen Bohrer etwas vorgebohrt. Alsdann setzte man den grossen Tüchelbohrer an und stellte ihn mit Hilfe einer Setzlatte ein. Um den Bohrer in die richtige Stellung zu bringen, wurde die Bohrstange durch eine Vorrichtung gestützt, die auf verschiedene Arten hergestellt werden konnte. Hätte man freihändig gebohrt, so wäre der Bohrer leicht abgewichen und seitlich aus dem Stämmchen gedrungen. Mit Hilfe dieser Stützvorrichtung konnte man alle Aufmerksamkeit auf das Drehen konzentrieren. Besonders auffällig am Bohrer war der lange, dicke Drehhebel, der in einer Öse am hinteren Ende des Bohreisens befestigt war.

Sobald der Bohrer um die Länge der Bohrschneide, der Schnecke, in den Stamm gedrungen war, wurde er entleert, indem man das Bohreisen aus dem Loch zog und den Bohrspan, der sich fest in die Schnecke eingewickelt hatte, entfernte. Die Spitze dieses Hirnholzspans, der die Form eines Tannzapfens aufwies, wurde bei jeder neuen Entleerung auf seine Beschaffenheit geprüft. Wenn sich der Markpunkt bei der Kontrolle nicht genau in der Mitte des Zapfenspans befand, musste die Stützvorrichtung verstellt werden. Der Zeitpunkt, an dem der Bohrer um eine Schneckenlänge weiter-



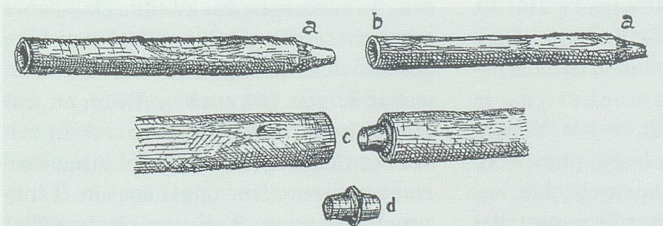
Konischer Ausreibbohrer. Aus Maissen 1943.

geführt war, zeigte sich von selbst: der fest in der Schnecke sitzende Zapfen verhinderte nämlich das Weiterdrehen.

Grosse Meister in der Herstellung von Holztücheln waren bekanntlich die Walser. Die Arbeit des Tüchelbohrens verlangte kräftige Arme, und schon zehn bis zwölf Tüchel galten als enorme Tagesleistung. Jede Drehung trieb den Bohrer nur etwa um einen Zentimeter voran. Je nach Länge des Bohrers und des Tüchels wurde der Stamm entweder von einer Seite ganz oder dann halb durchbohrt, wobei bei letzterem der Bohrer von der andern Seite in das Stämmchen getrieben wurde, um einen längeren Tüchel zu erhalten.

Tüchel an Tüchel – die Wasserleitung

Die Tüchelstämmchen, die aus dem Wald geholt wurden, legte man oft ins Wasser; sie durften auch nicht entrindet werden, damit das Holz eher in weichem Zustand verblieb, denn die Lagerung dauerte manchmal lange, weil die Bohrarbeiten für eine grössere Leitung oft mehrere Monate in Anspruch nehmen konnten. Erst vor dem Zusammensetzen zur Wasserleitung wurden die Tüchel mit dem Zugmesser entrindet, da das Eindringen der Erdfeuchtigkeit zwischen Rinde und Holz die Fäulnis und das Eindringen von



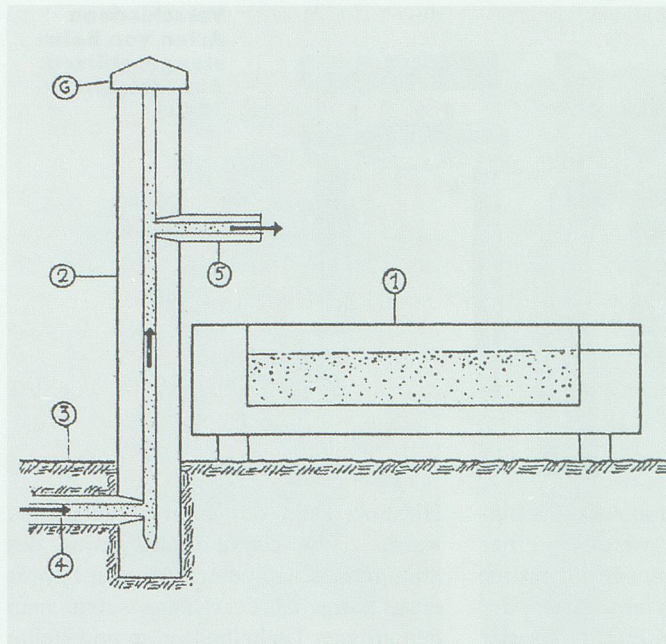
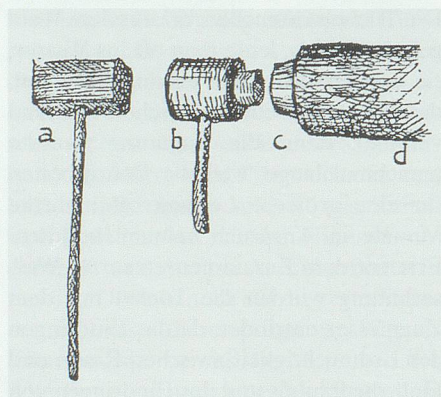
Tüchelverbindungen: a) und b) Zuspitzung und Ausbuchtung, c) und d) Verbindung mit Eisenring. Aus Maissen 1943.

Pilzen und Holzschädlingen begünstigt hätte.

Damit die Tüchel miteinander verbunden werden konnten, wurde das eine Ende der Röhre mit Beil und Zugmesser zugespitzt, das andere erhielt eine konische Ausbuchtung mit einem Ausreibebohrer, der einem Nabenbohrer glich, jedoch eine kürzere und «jähkonische» Schneide aufwies. So passte das spitze Ende eines Tüchels genau in das konische des folgenden und stellte damit die Verbindung her. Die bereitgestellten Röhren wurden nun längs des Leitungsgrabens, den man vorher ausgehoben hatte, aneinander gereiht. Oft umwickelte man die Verbindungsstellen noch mit Lumpen, die dort, wo allenfalls Wasser herausfloss, mit der Verdichtungshaut nachgestopft werden konnten.

Eine bedeutende Verbesserung der Holzleitungen bestand in der Verdichtung der Verbindungsstellen durch Eisenringe. Damit verschwand das mühsame Zuspitzen und Ausbuchten der Tüchelenden. Der Dorfschmied stellte die erforderliche Zahl Eisenringe her, deren Durchmesser etwa sieben Zentimeter und deren Breite sechs bis acht Zentimeter betrug. In der Mitte wiesen diese Ringe eine wulstförmige Verdickung auf; auf den Seiten aber lief die Ringfläche in eine Ringschneide aus. Genau über der Bohrung wurde ein solcher Ring ins Hirnholz des Tüchels eingeschlagen, wozu ein grosser Holzschlägel Verwendung fand. Um den Schlägel vor der scharfen Ringschneide zu schützen, bediente man sich noch eines zweiten, kurzstielligen, wenn möglich knorzigen Schlägels als Anschlag. Damit er in der richtigen Lage verblieb, war er mit einem runden Fortsatz versehen, der in den Ring passte. Die nächste Röhre wurde

a) Holzschlägel, b) Vorsatzhammer, c) eingeschlagener Verbindungsring, d) Holztüchel. Aus Maissen 1943.



Schematische Darstellung eines Brunnens mit Brunnenstock und Holztüchelleitung. Aus Maissen 1943.

nun mit dem grossen Schlägel in die hervorstehende Ringschneide eingeschlagen, bis sich die Röhren berührten. Da so die ganze Leitung eine Einheit bildete, konnte kaum mehr Wasser verloren gehen.

Die Haltbarkeit der hölzernen Tüchel war je nach Holzart, Beschaffenheit der Erde und Art der Anlage verschieden. Im Allgemeinen rechnete man mit der Auswechslung alle zehn Jahre. Besonders leicht verfaulten die dünnen Verbindungsstellen, da sie immer wieder tropften.

Laufende Brunnen und Pumpbrunnen

Ein laufender Brunnen mit Brunnenstock konnte erst mit der Anlage einer hölzernen Wasserleitung errichtet werden. Wenn möglich verfertigte man den Brunnenstock aus einem dicken Stammstück aus Lärchenholz, der innen ausgebohrt oder ausgehöhlt wurde. Das Ende der letzten Leitungsröhre musste unten an dem Stock eingelassen werden, so dass das Wasser in den Hohlraum floss und bis zur Brunnenröhre stieg, die ursprünglich aus einem ebenfalls durchbohrten, natürlichen Astfortsatz bestand.

In der Rheinebene standen bis weit ins 20. Jahrhundert hinein viele Pumpbrunnen. Mit dem Bau solcher Brunnen beschäftigten sich die Brunnenmacher, die in der Art der Tüchelbohrer aus Kirschbaumholz die wenigen benötigten Röhren bohrten.²⁶ Die Brunnenschächte waren oft aus Trockensteinen gemauert, da-

mit das Grundwasser seitlich einsickern konnte. Darin standen senkrecht die Tüchel. Zuunterst befand sich der Sucker, ein Tüchel mit seitlichen Löchern. Zuerst auf dem Tüchel sass ein Eisenrohr, woran der Angger befestigt war, mit dem man das Wasser heraufpumpen konnte.²⁷

«Buschräuber» im Sannholzer-Fieber

Wenn in diesem Jahrbuch von der Waldwirtschaft und der Nutzung des Holzes die Rede ist, kommt man nicht darum herum, auch auf die Nutzung jenen Holzes, das nicht im eigenen Wald gewachsen ist, kurz einzugehen – des Holzes, das sozusagen aus zweiter Hand aber mit nicht weniger Mühe für Heizzwecke gewonnen und aufgerüstet wurde als dasjenige in den heimischen Wäldern: das Rheinholz oder Sandholz.²⁸ In seiner Werdenberger Monographie hat Paul Hugger diese nicht ungefährliche Tätigkeit der Leute am Rhein – am Beispiel der

Burgerauer – mit einem Hauch von Poesie in sympathischer Weise beschrieben:²⁹ «Es gibt in der Gegend ein Völklein, das den Rhein schon früher nicht fürchtete und kühn draussen in der Ebene siedelte: die Burgerauer. Sie sind ein rauer Schlag, von den Buchsern verächtlich 'Buschräuber' geheissen. Sie aber sind stolz auf ihr Wesen. Wie Wasserratten hängen sie am Rhein und zeihen die andern spöttisch der Wasserfurcht. Diese kennen sie nicht. Als verwegene Flösser waren sie auch dem nächtlichen Holzdiebstahl nicht abhold. Dabei waren sie fast alle arm, Tagelöhner und Kleinbauern, und hausten in kellerlosen Hütten. Diese steckten so tief in Schutt und Kies von den vielen Hochwassern, dass man dort, wo sie nicht gehoben wurden, in der Stube unter dem umliegenden Land steht. Ihre grosse Leidenschaft war das 'Sannhölzle', das Länden von Schwemmholz aus dem hochgehenden Rhein.

Abends kamen die Mannen beim 'Oberfahr', dem Bahnübergang, zusammen, um zu plaudern. Sie rauchten aus langen Pfeifen. Ihre listigen Äuglein wanderten dabei ständig über den Horizont und suchten ihn nach verdächtigen Wölklein ab. Plötzlich konnte der eine oder der andere verschwinden, ohne ein Wort zu sagen. Dann machte er sich heimlich bereit, um nachts an den Rhein hinauszugehen. 'Er ischt go d Sannholzhöögge richte', denn er hatte irgendwo ein Wölklein bemerkt, das ihm ein fernes Gewitter am Oberlauf des Rheins anzeigte.

Ein Burgerauer hat sein System verraten, wie er eine 'Rhiigrössli' zum voraus berechnete. Die Voraussetzungen dazu lagen in den Lüften. Wenn der Föhn blies und der Westwind brach in diesen Föhn ein, dann fiel im Bündnerland Regen, und es gab Hochwasser. Hier unten konnte es ganz trocken bleiben. Vorzeichen des Hochwassers waren auch am Rhein selber zu erkennen. 'Wänn dr Rii gschummet hät', dann wusste man, dass es ein Hochwasser gab. Und stieg er zuerst bei klarem Wasser einen halben Meter, so sei das der 'Vortrugg' gewesen und das trübe Hochwasser sei nachgekommen. Fallen droben am Abend Niederschläge, beginnt der Rhein zu wachsen. Am andern Morgen ist er schon halb voll. Dann hält es aber schon am Vorabend kein rechter 'Sannholzer' mehr im Bett aus. 'Und dann gomm mr am Oobed scho ussi go sannholze. Mr hoggen djuss, wenn mr wüssen,

dass no kai Holz chunnt, hoggen mr stunnewis am Port djunn. Unn wänn mr wüssen, dass s Holz earscht am Morge chunnt, gonn mr numme go schloofe. En rächte Sannholzer chunnt Fieber über, Sannholzer-Fieber.' So sassen sie auch bei strömendem Regen, mit der Sturmlaterne, in einen grossen Mantel gehüllt. Jeder hatte auf dem Wuhr sein Lieblingsplätzchen.

Das Holz wurde auf zweierlei Art geländet. Mit dem Wurfhaken, der an einem Seil befestigt war, konnten die Stämme weit aus dem Rhein geholt werden. Dies verlangte grosses Geschick und war gefährlich. Man schleuderte den Haken von der Dammkrone aus. Bediente man sich aber der Hakenstange und begnügte sich mit Holz, das nahe dem Ufer trieb, stand man wenig über dem Wasserspiegel.

Das geländete Holz wurde auf dem Damm aufgeschichtet. 'Es hät en jeede sin Huufe kaa.' Je grösser der Haufe, desto grösser war auch der Stolz. Schliesslich wurde das Holz vor dem Haus aufgeschichtet. 'S hät dänn aim fascht groue zum dr Huufe aarupfe. Me häts denann vergunnet, wänn dr ai dr gröesser Huufe kaa hät, so schöa ufenann häärbiiget, die schöane Brögge vorne.'

Schon die Knaben frönten dieser Sandholzleidenschaft. Ja, sonst gebe es keine tüchtigen Sannholzer. 'Me muess am Port djunn esoa dehai sii wie in dr aigne Stuube.' Derart waren die Leute in der Burgerau, und noch ganz anders. Aber davon wollen wir nicht zu viel verraten, auch nicht vom Schmuggel, der früher, als der Fluss noch Grenze war, schwungvoll betrieben wurde. Die stete Gefahr des Rheins hatte sie hart gemacht, hatte die Gestalten profiliert und Originale wachsen lassen. Und als nach der grossen Überschwemmung von 1868 Regierungsrat Hoffmann angesichts der Not die Auslogierung von 159 Personen aus der Burgerau verlangte, damit ihre Wohnstätten hinter die schützende Bahnlinie verlegt werden konnten, da erhoben die Betroffenen Protest. Sie wollten nicht ausziehen. Und sie sind draussen geblieben und haben bessere Zeiten gesehen. Aber noch heute haben sie ihre Eigenart bewahrt und die harten Schädel behalten.»³⁰

26 Nach Maissen 1943, S. 49ff., v. a. S. 57ff.

27 Nach Hugger 1964, S. 79f.

28 Korrekterweise ist von Sandholzen zu sprechen, wo es sich um das Einsammeln von «ge-

strandetem» Holz auf den Kies- bzw. Sandbänken handelt; demgegenüber versteht man unter Rheinholzen das «Herausfischen» von vorbeitreibendem Holz aus dem hochgehenden Rhein.

29 Hugger 1964, S. 22ff.

30 Zum Rhein- bzw. Sandholzen siehe auch: WOLGENSINGER, WERNER, *Rheinholzen – eine vererbte Leidenschaft*. – In: *Werdenberger Jahrbuch 1990*. Buchs 1989, S. 171ff.

Verwendete Literatur

Aebi 1983: AEBI, RICHARD, *Heimatkunde Sennwald*. Buchs 1983.

Arm/Grezet 1985: ARM, JEAN-PHILIPPE/GREZET, JEAN-JACQUES, *Bodenständige Berufe*. Lausanne 1985.

Bütler 2003: BÜTLER, LEO, *Der lange Weg zu einer guten Waldwirtschaft im Kanton St. Gallen*. – In: St. Galler Forstverein (Hg.), *Der St. Gallerwald im Wandel. Geschichte und Geschichten*. [Buchs] 2003.

Collins/Davis 2003: COLLINS, MARIE/DAVIS, VIRGINIA, *Mittelalterliches Leben auf dem Lande*. Wien 2003.

Gabathuler o.J.: GABATHULER, HEINRICH, *Aus dem Leben eines Bauernkindes*. Unveröffentlichtes Manuskript um 1950.

Gall 1/2003: GALL, GERHARD, *Die Holzköhlerei*. – In: St. Galler Forstverein (Hg.), *Der St. Gallerwald im Wandel. Geschichte und Geschichten*. [Buchs] 2003.

Gall 2/2003: GALL, GERHARD, *Gewinnung von Fichtenrinde für Gerbzwecke*. – In: St. Galler Forstverein (Hg.), *Der St. Gallerwald im Wandel. Geschichte und Geschichten*. [Buchs] 2003.

Hugger 1964: HUGGER, PAUL, *Werdenberg. Eine volkstümliche Monographie*. Zürich 1964.

Hugger 1991: HUGGER, PAUL, *Der Gonzen*. Rorschach 1991.

Jenny/Joos 1989: JENNY, GEORG/JOOS, KASPAR, *Kalkofen Hintere Alp. Beilage zum Jahresbericht des Burgenvereins*. Untervaz 1989.

Maissen 1943: MAISSEN, ALFONS, *Die hölzerne Wasserleitung*. – In: *Romanica Helvetica*, vol. 20. Genf und Zürich-Erlenbach 1943.

Meyer 1991: MEYER, WERNER, *1291 – Die Geschichte. Die Anfänge der Eidgenossenschaft*. Zürich 1991.

Palla 1994: PALLA, RUDI, *Verschwundene Arbeit. Ein Thesaurus der untergegangenen Berufe*. Frankfurt am Main 1994.

Peter 1960: PETER, OSKAR, *Wartau. Eine Gemeinde im st. gallischen Rheintal, Bezirk Werdenberg*. St. Gallen 1960.

Robatel 1982: ROBATEL, NATHALIE, *Das goldene Handwerk im Laufe der Zeit*. Lausanne 1982.

Schnabl 2001: SCHNABL, URSULA, *Vom Glück mit dem Pech*. Diplomarbeit Wien 2001.

Seitter 1989: SEITTER, HEINRICH, *Flora der Kantone St. Gallen und beider Appenzell*. Bd. 1. St. Gallen 1989.

Treichler 1991: TREICHLER, HANS PETER, *Abenteuer Schweiz. Geschichte in Jahrhundersritten*. Spreitenbach 1991.